

2. Versuch einer Rekonstruktion der politischen Ontologie Laclaus

Vor dem Hintergrund des vorangegangenen Kapitels, in dem versucht wurde, den von Heidegger maßgeblich Weg bereiteten Postfundamentalismus und die damit aufgestellte These radikaler Kontingenz darzulegen, soll im Folgenden Laclaus politische Theorie beleuchtet werden. Genau genommen wird es dabei sowohl um seine Diskurs- bzw. Hegemonietheorie als auch um die ihr zugrunde liegende politische Ontologie gehen, wie sie wesentlich von Marchart entlang der ontologischen Differenz weitergedacht wurde. Unter Berücksichtigung der ontologischen Differenz wird Laclaus Theorie in zunächst rein analoger Weise dazu zu betrachten. Den Ausgangspunkt stellt demnach die übertragene Unterscheidung von Ontologie und Ontik bzw. Sein und Seiendes auf Laclaus politisches Denken dar, wonach von der politischen Differenz die Rede sein kann, wie sie für das Feld linksheideggerianischer politischer Theorie zumindest implizit maßgebend ist.⁹⁵ Übergehend zu Laclau kann demzufolge von einer Ontologie des Politischen und einer politischen Onto-Logik gesprochen werden,⁹⁶ die, wie sich noch zeigen wird, letztlich einen (quasi-)transzendentalen Anspruch erheben, das Seiende in seiner Gesamtheit von Grund auf als politisch zu betrachten. Um nun auf die Fährte eines angemessenen Ansatzpunkts zu gelangen – es wird sich herausstellen, dass dieser die Entscheidung ist –, der es erlaubt, Laclaus Ontologie mit dem Heidegger'schen Denken grundlegender zu verknüpfen, sei zunächst auf die allgemeine Konzeption der politischen Differenz und ihr Verhältnis zur

95 Vgl. a. a. O., S. 59 ff.

96 Vgl. Marchart, Oliver: *Thinking Antagonism*, S. 25.

bereits ausgeführten ontologischen Differenz verwiesen, wobei auch der Begriff des Politischen an Kontur gewinnt.

2.1 Zum Verhältnis ontologischer und politischer Differenz

Die politische Differenz, die zunächst eine rein begriffliche Unterscheidung zwischen dem Politischen und der Politik zu sein scheint, geht, Meyer zufolge, zurück auf Aristoteles' Kritik an Platons Politikverständnis. Stark verkürzt heißt das: Platons Auffassung der guten Staatsführung hält Aristoteles ein demokratisches Modell entgegen, das die grundsätzliche Unterschiedlichkeit von Meinungen und Interessen ursprünglich gleicher Menschen dem voraussetzt, was letztlich politisch geregelt werden soll.⁹⁷ Vereinfacht gesagt, steht dem vom Staatswesen her gedeuteten Politikbegriff Platons ein Begriff der Politik gegenüber, der seinem »Wesen nach als Verständigungshandeln zwischen Gleichen bestimmt«⁹⁸ wird. Umgemünzt in ein mittlerweile klassisches politikwissenschaftliches Vokabular, ließe sich hierbei von einem *engen* Politikbegriff reden, also jener der guten Staatsführung Platons, dem ein *weiter* gegenübersteht, nämlich das politische Gemeinwesen Gleicher bei Aristoteles. Von Interesse sind hier allerdings nicht die Überlegungen Platons oder Aristoteles' zur Staatsführung bzw. zur Demokratie, deren Ausführungen hier freilich viel zu kurz greifen, und auch weniger die vergleichende Gegenüberstellung beider. Vielmehr geht es um die sich abzeichnende Bewegung hin zum Wesenhaften der Politik, also weg von der guten Staatsführung und hin zum Gemeinwesen als jene Voraussetzung, die zur Politik führt. Was dieser knappe und daher teils hinkende Vergleich verdeutlichen soll, ist eine schon in Ansätzen erkennbare Akzentverschiebung von der augenscheinlichen Politik hin zu deren auszeichnenden und konstituierenden Wesensmerkmalen, zum Wesen der Politik. Für die folgenden Ausführungen reicht es aus, von dieser recht allgemein und bewusst vage gehaltenen

97 Vgl. Meyer, Thomas: *Was ist Politik?*, 2., überarb. u. erw. Auflage, Opladen: Leske + Budrich 2003, S. 69.

98 Ebd.

tenen Variante der politischen Differenz⁹⁹ auszugehen, wie sie auch im Anschluss an Lacoue-Labarthe und Nancy bzw. an die eröffnende Arbeit des von ihnen gegründeten *Centre de recherches philosophiques sur le politique* verstanden wurde, nämlich mit dem Anspruch auf einen Rückzug der Politik zugunsten einer offenen Neuvermessung des Politischen.¹⁰⁰ Die Parallele zur ontologischen Differenz macht sich dann bereits auffällig bemerkbar, wenn der damit angestrebte Neuentwurf des Politischen betont wird, den eben jene Rückbesinnung auf das Wesentliche der Politik einfordert. In Anlehnung an die Seinsvergessenheit ließe sich hierbei gar einer Politikvergessenheit – oder besser noch einem Vergessen des Politischen – das Wort reden, die einem vorwiegend analytisch geprägten Politikverständnis geschuldet zu sein scheint, das sich mit dem Formalpolitischen und zumeist rein empirisch Erfassbaren begnügt und somit das Wesentliche verkennt. Unter postfundamentalistischen Vorzeichen gilt vielmehr, dass das Politische als das Wesen der Politik der radikalen Kontingenz Rechnung tragen muss. Das Politische darf deshalb nicht nur als das Wesentliche augenscheinlicher Politik betrachtet oder, i. S. eines weit angelegten Politikbegriffs, auf bestimmte soziale Sphären ausgeweitet werden, während fundamentalistische Spielarten davon weiterhin unberührt bleiben. Was dabei auf dem Spiel steht, ist nicht zuletzt der uneingeschränkte Objektivitätsanspruch besonders naturalistisch und physikalistisch ausgerichteter Wissenschaften, der aus postfundamentalistischer Sicht freilich nicht goutiert werden kann.

Um die These radikaler Kontingenz in Laclaus Ontologie des Politischen hervorzuheben – eine Ontologie für das Seiende in seiner Gesamtheit –, scheinen zwei Aspekte ausschlaggebend: Zum einen jene Denkfiguren¹⁰¹ Laclaus, die ein Moment der Inkommensurabilität und Uneinholbarkeit

99 Für einen genealogischen Abriss und der paradigmatischen Unterscheidung in einen *assoziativen* und einen *dissoziativen* Begriff des Politischen, vgl. Marchart, Oliver: *Die politische Differenz*, S. 32–58.

100 Vgl. Bedorf, Thomas: *Das Politische und die Politik. Konturen einer Differenz*, in: *Das Politische und die Politik*, hg. v. ders. u. K. Röttgers, Berlin: Suhrkamp 2010, S. 13–4.

101 Diese Denkfiguren sind freilich vielfältig und drücken sich genau dort aus, wo eine *radikale Differenz* (der *Differenz als Differenz*) angenommen werden muss, wie etwa in den Begriffen der Kontingenz, Freiheit, Dislozierung, etc., vgl. Marchart, Oliver: *Politik und ontologische Differenz*, S. 117.

reflektieren, während sie für das Soziale in seiner Gesamtheit konstitutiv sind, wie z. B. seine Konzeption eines radikalen oder konstitutiven Außen, die nicht zuletzt aus Laclaus Übernahme psychoanalytischer Denkweisen Lacans herrührt (das Reale, objet petit a, point-du-capiton, etc.)¹⁰²; zum anderen die Erkenntnis, dass es sich bei Laclaus Diskurstheorie, die zugleich eine Hegemonietheorie ist, letztlich nicht um eine bloße Theorie *politischer* Signifikation, sondern um eine politische Theorie von *genereller* Signifikation handelt.¹⁰³ Dabei darf nicht vergessen werden, dass das von Laclau und Mouffe konzeptionell als Diskurs gefasste Soziale¹⁰⁴ keine für sich separate lebensweltliche Dimension nächst anderer, als vielmehr den umfassenden Fundus darstellt, aus dem auch das streng Wissenschaftliche seinen Rückhalt bezieht. Hierbei sei zunächst an den auch für Laclau und Mouffe maßgebenden Sprachbegriff Derridas erinnert,¹⁰⁵ der bereits in dessen Dekonstruktion Husserls zutage tritt und das Verhältnis von Sprache und Objektivität überdenkt.

2.1.1 Kurzexkurs: Derridas Dekonstruktion von Husserls Sprachauffassung

Für Husserl stellt die Geometrie das ideale Objekt des reinen Bewusstseins dar, also jenes Objekt, das zwar in seiner Abstraktion nie empirisch auftritt, dennoch in dieser Weise repräsentiert werden kann, und sonach dem Ideal objektiver Wissenschaft am nächsten kommt.¹⁰⁶ Die Geometrie bedarf – in der Terminologie der Husserl'schen Phänomenologie gesprochen – keiner Epoché und keiner eidetischen Reduktion¹⁰⁷, um sie als reines, allgemeingültiges und ideales Phänomen hervortreten zu lassen;

102 Vgl. Glynos, Jason/Stavarakakis, Yannis: *Encounters of the Real. Susing out the limits of Laclau's embrace of Lacan*, in: *Laclau: A critical reader*, hg. v. S. Critchley u. O. Marchart, London & New York: Routledge 2004, S. 201–5.

103 Vgl. Marchart, Oliver: *Die politische Differenz*, S. 213.

104 Vgl. Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal: *Hegemonie und radikale Demokratie*, S. 139–49.

105 Vgl. ebd., S. 146.

106 Vgl. Stocker, Barry: *Derrida on Deconstruction*, London: Routledge 2006, S. 100–1.

107 *Epoché* (ἐποχή), und damit die *eidetische Reduktion*, kann stark verkürzt als phänomenologische Methode beschrieben werden, von der mundanen *natürlichen* Einstellung hin zum »reinen« phänomenalen Wesen eines Bewusstseinsinhalts abstrahieren; vgl. §31 in Husserl, Edmund: *Husserliana. GW III/1. Ideen zu einer reinen*

d. h., sie bedarf keiner Einklammerung unserer Lebenswelt oder Enthaltung unserer Vorurteile, bzw. keiner weiteren Idealisierung oder Abstraktion, um sie als reinen intentionalen und objektiven Bewusstseinsinhalt erfahren zu können. Vielmehr ist sie schon »fertiges Endprodukt« von Idealisierungs- und Abstraktionsleistungen, das uneingeschränkte Gültigkeit für sich beansprucht. Zwar erkennt Husserl zu Recht, dass es sich bei der Mathematik und Geometrie um Methoden der Weltinterpretation handelt und die demnach beschriebene Natur selbst eine zur Objektivität hochstilisierte Methode ist,¹⁰⁸ und auch, dass es zur Tradierung der Geometrie einer Mitteilungsgemeinschaft benötigt, die sich letztlich auf Schrift und Sprache stützen muss.¹⁰⁹ Dennoch hält er an einer transzendentalen Intersubjektivität fest, die kraft des idealen Charakters der Sprache stets wieder gewonnen werden kann.¹¹⁰ Derridas Kritik zielt nun auf den Allgemeingültigkeitsanspruch dieser transzendentalen Intersubjektivität selbst ab. Denn wie Husserl zu argumentieren, es gäbe vermittels jeweiliger Sprache und Kultur eine für die gesamte Menschheit gültige transzendente Intersubjektivität, bedeutet letztlich nichts anderes, als eine Universalisierung der je eigenen, nämlich der europäischen Geschichtlichkeit.¹¹¹ Zwar liefert die Natur selbst den Nährboden erster Idealitäten; diese reine und präkulturelle Natur sei aber bereits seit jeher unter dem Geröll der Kultur und Sprache verschüttet und stellt als letzte Möglichkeit von Kommunikation vielmehr ein unerreichbares Ide-

Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Erstes Buch, hg. v. K. Schuhmann, Den Haag: Martinus Nijhoff 1976, S. 61–6.

108 Vgl. Husserl, Edmund: *Husserliana. GW VI. Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie*, hg. v. W. Biemel, Haag: Martinus Nijhoff 1976, S. 52.

109 Vgl. Dreisholtkamp, Uwe: *Jacques Derrida*, München: C.H. 1999, S. 39.

110 Dies verdeutlicht besonders Husserls Unterscheidung zwischen der *Aussage* und dem *Thematischen*, vgl. Husserl, Edmund: *Husserliana. GW VI. Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie*, hg. v. W. Biemel, Haag: Martinus Nijhoff 1976, S. 368–9.

111 Vgl. Derrida, Jacques: *Husserls Weg in die Geschichte am Leitfaden der Geometrie* [i. O.: *Edmund Husserl, l'origine de la géométrie. Traduction et introduction par Jacques Derrida*], übers. v. R. Hentschel u. A. Knopp, hg. v. R. Grathoff u. B. Waldenfels, München: Wilhelm Fink 1962/1987, S. 152–3.

al dar.¹¹² Jede Abstraktion und Reduktion von der sinnlichen Welt hin zur präkulturellen primordialen »reinen« Natur erfordert immerzu ein bestimmtes Verfahren – eine bestimmte Weltinterpretation im weitesten Sinne – und verläuft und somit stets »durch« die Kultur. Von einer prä- oder transkulturellen Sphäre, die jeder Gesellschaft grundsätzlich in derselben Weise zugänglich wäre, muss daher Abstand genommen werden.¹¹³ Als letzter Garant der transzendentalen Subjektivität dient schließlich nur die Schrift, die einer Mitteilungsgesellschaft die Überlieferung von Idealität bzw. den Erhalt einer völlig idealen Objektivität sichert.¹¹⁴ Der im Kern idealen und folglich univoken Sprachauffassung Husserls, in ihrem Anspruch dieselbe Bedeutung stets wiedergewinnen zu können, setzt Derrida eine grundsätzliche Äquivokität der Sprache entgegen, vor der selbst die Idealität und »Wahrheit« der Wissenschaften nicht gefeit sind. Denn auch sie unterliegen einer grundsätzlichen Wiederholbarkeit, die jedwede scheinbar absolute und letztlich immer sprachliche Identität unterminiert¹¹⁵ – später verwendet Derrida hierfür den Begriff der Iterabilität bzw. Iterierbarkeit.¹¹⁶ Wie schon in der Diskussion zum Quasi-Transzendentalismus, begegnen wir auch hier jener paradoxen Denkfigur, in der die Möglichkeitsbedingung zugleich für die Unmöglichkeitsbedingung steht, verdeutlicht anhand Schrift und im weiteren Sinne Sprache.

2.1.2 Zum Umfang der politischen Onto-Logik und Status einer Ontologie des Politischen

Dieser kurze Exkurs soll nun zweierlei verdeutlichen. Zunächst sei auf den Umfang des viel diskutierten Diskursbegriffs Laclau und Mouffes verwiesen, indem abermals betont wird, dass es zwar eine Natur abseits des Diskursiven gibt, diese aber niemals als solche festgehalten, sondern

112 Vgl. ebd., S. 108.

113 Vgl. Dreisholtkamp, Uwe: *Jacques Derrida*, München: C.H. 1999, S. 55.

114 Vgl. Derrida, Jacques: *Husserls Weg in die Geschichte am Leitfaden der Geometrie*, S. 116.

115 Vgl. ebd., S. 138.

116 Vgl. Derrida, Jacques: *Randgänge der Philosophie* [i. O.: *Marges de la philosophie*], übers. v. G. Ahrens et al., hg. v. P. Engelmann, Wien: Passagen 1972/1999, S. 339.

immer kraft bestimmter Diskurse konstruiert wird.¹¹⁷ Folgt man nun Laclaus Auffassung, das Diskursive als »[...] das Ensemble der Phänomene gesellschaftlicher Sinnproduktion, das eine Gesellschaft hervorbringt«¹¹⁸, zu begreifen, dann gilt dabei weiterhin die phänomenologische Einsicht, dass Bedeutung und Sinnhaftigkeit die Bedingungen jedweder Erkenntnis, d. h. den wirklichkeitseröffnenden Bereich sui generis darstellen, damit überhaupt etwas als etwas verstanden werden kann¹¹⁹ – eine Einsicht also, deren fundamental-ontologische Grundlegung Heidegger bereits in *Sein und Zeit* aufzeigt, wenn er das Verstehen in den Rang eines Existenzials hebt.¹²⁰ Für die von Marchart weitergedachte Diskurs- und Hegemonietheorie Laclau und Mouffes, die politische Onto-Logik, sind Bedeutung und Sinnhaftigkeit in ihrem Ausmaß letztlich derart umfassend, dass sie, ins Heidegger'sche Vokabular übersetzt, das gesamte ontische Terrain konstituieren. M. a. W. handelt es sich bei Laclaus politischer Onto-Logik schließlich um eine politische Theorie des Seienden in seiner Gesamtheit.

Wenn nun Laclaus Onto-Logik mit dem koinzidiert, was Heidegger allgemein als das Seiende fasst, dann muss die grundlegende politische Ontologie gar umfassender, d. h. für das Sein, entsprechende Geltung finden. Dies bringt uns zum zweiten Aspekt, den der Exkurs zu Husserl und Derrida zu verdeutlichen versucht. Im gleichen Ausmaß nämlich, in dem sich die reine Natur oder absolute Objektivität als unerreichbares Ideal herausstellt, weil es immer schon unter dem Geröll von Sprache, Kultur, etc. verschüttet ist, erweist sich auch jede Ontologie, eine reine Lehre vom Sein des Seienden zu formulieren, als unmögliches Unterfangen. Diese Unmöglichkeit rührt einerseits von der letztendlichen Unbenennbarkeit des Seins, die sich ja bei Heidegger in den diversen Begrifflich-

117 Zur weiteren Klarstellung des Diskursbegriffs hinsichtlich des Verhältnisses von Diskursivem und Nicht-Diskursivem unter dem Aspekt des Sprachspiels Wittgensteins, vgl. Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal: *Post-Marxism without apologies*, in: Mouffe, Chantal: *Hegemony, radical democracy, and the political*, hg. v. J. Martin, London & New York: Routledge 2013, S. 60–3.

118 Laclau, Ernesto: *Politik und Ideologie im Marxismus. Kapitalismus – Faschismus – Populismus. mit einem Anhang »Populistischer Bruch und Diskurs«* (i. O.: *Politics and Ideology in Marxist Theory. Capitalism – Fascism – Populism*), übers. v. G. Schmahl u. E. Volker, Berlin: Argument-Verlag 1981, S. 176.

119 Vgl. Dreisholtkamp, Uwe: *Jacques Derrida*, S. 26–7.

120 Vgl. Heidegger, Martin: *Sein und Zeit*, S. 148–51 u. 260.

keiten äußert, dem ontologischen Spiel gerecht zu werden, und andererseits vom Umstand, dass jede Formulierung einer allgemeinen Ontologie jeweils von einem spezifischen ontischen Horizont heraus getroffen wird. Jede allgemeine Ontologie wird, wie Marchart dahingehend weiter ausführt, stets durch ein bestimmtes ontisches Terrain durchgearbeitet werden müssen und deshalb immer von einer regionalen Ontologie überdeterminiert sein.¹²¹ Von einem historischen Blickwinkel aus ließe sich freilich das Gleiche behaupten, dass nämlich jede reine Ontologie nicht zuletzt immer nur von einem spezifischen historischen Horizont heraus formuliert und sonach ebenso, aufgrund dieser historischen Situiertheit, stets von einem Perspektivismus bzw. Partikularismus »kontaminiert« sein wird. Anstatt am Ideal einer reinen und allgemeinen Ontologie festzuhalten und ihr unvermeidliches Scheitern mittels philosophischer Diskurse zu verschleiern, ruft Marchart pointiert dazu auf, »[...] wie in den *martial arts*, die eigene Schwäche in einen Vorteil [zu] verwandeln [Hervorh. i. O.].«¹²² Dieser vermeintlichen Aporie gilt es also nicht Abhilfe zu schaffen, sondern anerkennend positiv zu wenden. Angesichts der postfundamentalistischen These, die zwar in der Erkenntnis der Unmöglichkeit und doch Notwendigkeit von Letztbegründungen nicht von ihren Formulierungen dispensiert, ergibt sich folgendes paradoxes Charakteristikum für die allgemeine Ontologie. Aufgrund ihres unvermeidlichen Scheiterns und des unumgänglichen Umstands, stets auf Umwegen des Ontischen entworfen zu werden, kann sie einerseits nur in Form einer regionalen Ontologie bzw. einer Ontik gelingen, wonach sie freilich immer hinter den idealisierten Erwartungen einer reinen Ontologie zurückliegen wird: Sie ist somit immer weniger als eine allgemeine Ontologie.¹²³ Zugleich drückt sich jedoch die Notwendigkeit der Letztbegründung dadurch aus, dass eine regionale Ontologie, trotz der etwaigen Mängel, die sie mit sich bringt, stellvertretend für jene allgemeine Ontologie steht: Deshalb wird sie andererseits immer auch mehr sein, als eine bloße Ontik.¹²⁴ Unweigerlich stellt sich hierbei die Frage nach jener partikularen Ontik – der

121 Vgl. Marchart, Oliver: *Politische Theorie als erste Philosophie*, S. 152–3.

122 Ebd., S. 152.

123 Vgl. ebd., S. 152–3.

124 Vgl. ebd.

secunda philosophia –, die jenen unmöglichen Platz einer allgemeinen Ontologie – einer prima philosophia¹²⁵ – einnimmt. Unter dem Gesichtspunkt der Unverfügbarkeit der Natur, der Objektivität oder auch des letzten Grundes – die Ausgangsthese des Postfundamentalismus und die hier grundlegende Problemstellung – steht keine Instanz parat, die eindeutig auf jene gesuchte Ontik schließen lässt. Wir haben es hier also mit einem Moment der Unentscheidbarkeit zu tun, das zwar nicht ausdrücklich auf eine bestimmte Ontik schließen lässt, sondern zunächst die prekäre Situation der Entscheidungsfindung selbst problematisiert. Es bedarf hierfür einer behelfsmäßigen Instanz, eines Supplements, das als provisorische Stütze der Entscheidungsfindung dient und zudem den Blick auf die Art und Weise schärft, wie sich eine Entscheidung zugunsten einer bestimmten Ontik durchsetzt. Im Begriff des Subjekts, wie er in Laclaus Ontologie nebst jenen der Unentscheidbarkeit und der Entscheidung noch zu erläutern sein wird – so weit darf an dieser Stelle vorgegriffen werden –, findet sich jenes Provisorium. Vorerst muss der implizite Hinweis auf jenes Supplement genügen, wenn, wie Marchart festhält, »[...] der Aufstieg einer regionalen Ontologie in den prekären Status einer allgemeinen Ontologie am Ende des Tages nur auf einer kontingenten Entscheidung basieren«¹²⁶ kann, die selbst wiederum, wie jede Entscheidung, intrinsisch politischer Natur ist.¹²⁷ Sich demnach für das politische Denken im Allgemeinen bzw. für eine Ontologie des Politischen im Speziellen auszusprechen, die Aufgabe einer allgemeinen Ontologie zu übernehmen, ist zunächst selbst ein politisches Unterfangen, nämlich »[...] eine Intervention vonseiten ontischer Politik in das depolitisierte Feld der Philosophie,«¹²⁸ ferner aber auf Laclaus politische Theorie selbst zurückzuführen, die Marcharts Argumentation zugrunde liegt.

125 Für eine detaillierte Argumentation dazu, vgl. ebd.

126 Ebd., S. 153.

127 Vgl. ebd.

128 Ebd.

2.1.3 Die Vorrangigkeit des Politischen

Das Verhältnis zwischen der ontologischen und der politischen Differenz kann nun ins rechte Licht gerückt werden. Obzwar die ontologische Differenz zur Erklärung der politischen wohl hilfreich sein mag, darf ihre Vorrangigkeit zu Recht bezweifelt werden, rührt diese doch vom Glauben an eine Ontologie, die in ihrer Reinheit formuliert werden könnte. Vielmehr muss das Gegenteil anerkannt werden, dass es nämlich keinen privilegierten Standpunkt gibt, von dem aus sich solch eine Ontologie formulieren ließe. Hält man allerdings an der Notwendigkeit einer allgemeinen Ontologie fest, die hier nicht zuletzt aufgrund des Umfangs von Laclaus Hegemonie- und Diskurstheorie gefordert wird – die Koinzidenz von Diskurs und Seienden –, so wird es einer regionalen Ontologie (bzw. einer Ontik) obliegen, jene allgemeine Ontologie zu inkarnieren. Sich dahingehend für eine bestimmte Ontologie auszusprechen, wie dies Marchart für die politische Theorie tut, ist insofern selbst politisch, als die Entscheidung zugunsten einer bestimmten Ontologie zunächst in das depolierte Feld der Philosophie interveniert, zudem aber auf kein unmittelbares und sie stützendes Fundament zurückgreifen kann, das sie in objektiver Weise rechtfertigen würde. Das hierbei zutage tretende Moment der Unentscheidbarkeit, das überdies den kontingenten Charakter jeder Entscheidung verdeutlicht – eine Entscheidung qua Abgrund –, und die damit einhergehende Notwendigkeit eines die Entscheidung stützenden Provisoriums, eines Supplements und ferner eines Subjekts, stellen nun die Ansatzpunkte dar, anhand deren Laclaus Ontologie des Politischen rekonstruiert werden darf.

2.2 Ontologie des Politischen aus dem Moment der Unentscheidbarkeit/Entscheidung

Auf die Gefahr hin, bereits Ausgeführtes zu wiederholen, sei, zwecks Nachvollziehbarkeit, lediglich auf das Moment der Entscheidung rekurriert: Angesichts der Abwesenheit eines letzten Grundes bzw. des Fehlens einer strikt objektiven Instanz, lässt sich in keiner streng deterministischen Weise jene Ontik eruieren, die der Verkörperung einer allgemei-

nen Ontologie am angemessensten scheint. Diese vermeintliche Sackgasse legt zumindest zwei wesentliche Aspekte frei, die wohlgerne für jedwede Entscheidung Geltung haben: zum einen eben jene prekäre Situation scheinbarer Ausweglosigkeit, ein Moment der Unentscheidbarkeit, in der sich jede Entscheidung wiederfindet; zum anderen eine nichtsdestoweniger benötigte Instanz zur Entscheidungsfällung, ein Supplement, vermöge dessen schlussendlich eine bestimmte Entscheidung getroffen werden kann, ja sogar getroffen muss. Beide Begriffe bedürfen näherer Reflexion, soll das Widerständige des vermeintlich Unpolitischen konkrete Formulierung finden. Sie werden im Folgenden vor dem Hintergrund der in Kapitel 1 bereits erörterten Ontologie Heideggers ausgelegt, die als das ontologische Spiel der Differenz als Differenz begriffen wurde und für welche der unterschiedlich kursivierte Begriff des Ab-Grunds beispielgebend sein wird. Dafür sei der wesentliche Aspekt dieser ontologischen Auffassung kurz in Erinnerung gerufen: die Unmöglichkeit der Letztbegründung, d. h. der unmögliche Umstand, dem sich immerzu entziehenden Sein jemals Herr zu werden, während gerade aufgrund dieses Entzugs jedwede gar notwendige, wenn auch kontingente Gründung des Seienden überhaupt erst ermöglicht wird. Letztlich darf dabei nicht vergessen werden, dass jede endgültige Benennung des Seins unweigerlich auf das Terrain einer Metaphysik der Präsenz führt, die ein bestimmtes Seiendes als Sein verklärt.

Obwohl beide Begriffe, die Unentscheidbarkeit und das Supplement, engstens miteinander in Verbindung stehen, scheint der erste den logischen Vorrang zu beanspruchen, legt er doch die grundlegenden Rahmenbedingungen der prekären Situation der Entscheidung frei, innerhalb welcher sich erst die Entscheidung und folgend das Supplement eindeutiger konturieren lassen.

2.2.1 Unentscheidbarkeit und Entscheidung

Gleich zu Beginn darf unmittelbar auf das eigenartige Paradox der Unentscheidbarkeit hingewiesen werden. Zum einen sollte die Unentscheidbarkeit, Laclau zufolge, »buchstäblich als jene Bedingung genommen wer-

den, aus der sich keine Handlung mit Notwendigkeit ableitet«¹²⁹; zum anderen führt Derrida allerdings die Ausweglosigkeit gerade als jenes wesentliche Kriterium an, das nicht nur zur Entscheidung drängt, sondern diese sogar bedingt, soll sie eine wahrhaft freie Entscheidung und keine bloß vorprogrammierte Prozessabfolge sein.¹³⁰ »Eine wahre Entscheidung entgeht immer dem«, so ließe sich mit Laclau ergänzen, »was eine Regel unter sich zu subsumieren vermöchte.«¹³¹ Unentscheidbarkeit kann daher nicht als bloße Erfahrung verstanden werden, vor der sprichwörtlichen Qual der Wahl zweier oder mehrerer gleichgültiger Optionen zu stehen, als vielmehr jene Erfahrung, die den gegenwärtigen kontingenten Gründungen völlig fremd ist:

The undecidable is not merely the oscillation or the tension between two decisions; it is the experience of that which, though heterogeneous, foreign to the order of the calculable and the rule, is still obliged [...] to give itself up to the impossible decision, while taking account of law and rules.¹³²

Es ließe sich hierbei von einer Erfahrung des Ab-Grunds oder des Nichts sprechen, von einer Not, die letztlich zur Entscheidung drängt, ja sogar das Wesen jeder Entscheidung ausmacht. Die Bedingung der Möglichkeit einer Entscheidung liegt sonach in ihrer Unentscheidbarkeit begründet. Anders formuliert kann die Unentscheidbarkeit als jener Umstand verstanden werden, in dem eine eindeutige und absolute Entscheidung zwar unmöglich ist, diese Unmöglichkeit paradoxerweise aber die Ermöglichung und gar Notwendigkeit folglich kontingenter und genuiner Entscheidungen darstellt. Unentscheidbarkeit und Entscheidung scheinen dermaßen verschränkt zu sein, dass sich im streng Heidegger'schen Sinne vielmehr

129 Laclau, Ernesto: *Emanzipation und Differenz* [i. O.: *Emancipation(s)*], übers. v. O. Marchart, Wien: Turia und Kant 1996/2002, S. 119.

130 Vgl. Derrida, Jacques: *Force of Law: The »Mystical Foundation of Authority«*, in: *Deconstruction of Justice*, hg. v. D. Cornell et al., New York: Routledge 1992, S. 24.

131 Laclau, Ernesto: *Dekonstruktion, Pragmatismus, Hegemonie*, in: *Dekonstruktion und Pragmatismus. Demokratie, Wahrheit und Vernunft*, hg. v. C. Mouffe, übers. v. A. L. Hofbauer, Wien: Passagen Verlag 1999, S. 124.

132 Vgl. ebd.

behaupten ließe, sie wären das Selbe (und nicht das Gleiche),¹³³ womit der Unter-Schied zwischen beiden, das sie Einende in ihrer Verschiedenheit Ausdruck fände. Dies ließe sich unter der begrifflichen Mithilfe des Ab-Grunds veranschaulichen: Während das Moment der Unentscheidbarkeit eher dem *Ab*-Grund entspräche, d. h. dem Ab- oder Ausbleibens einer eindeutigen Instanz zur Entscheidungsfindung – letztlich jene eines letzten Grundes –, verwiese die Entscheidung selbst auf den *Ab-Grund*, also auf die Ermöglichung von Gründungen bzw. Entscheidungen, die erst vermöge des Ausbleibens des Seins geschaffen würde. Dabei darf nicht übersehen werden, dass der Ab-Grund ein paradoxes Verhältnis chiasmischer Verschränkung beschreibt, womit im Grund immer auch das Abgründige erhalten bleibt und umgekehrt. Respektive wird in der Unentscheidbarkeit bereits das Moment der Entscheidung angelegt sein, während in der Entscheidung immer ein Moment der Unentscheidbarkeit beherbergen wird.

Diese groben Vorüberlegungen lassen freilich den ontologischen Stellenwert der Unentscheidbarkeit/Entscheidung vermuten, den es nun gilt aus dem Denken Laclaus zu rekonstruieren.

Da Laclau seine Argumentation bezugnehmend auf Derrida entwickelt, sei auf dessen Erläuterung verwiesen, in der die Figur des Ab-Grunds bereits angelegt scheint, wenn er die Entscheidung selbst als konstitutiv gespalten erachtet. Derrida erläutert die Entscheidung folgendermaßen: »Die Entscheidung verbindet und trennt auf einmal Vernunft und Wahnsinn; sie muß hier gleichzeitig als der ursprüngliche Akt eines Befehls, eines *fiat*, eines Dekrets, und als Riß, eine Zäsur, eine Trennung, ein Auseindertreten verstanden werden [Hervorh. i. O.].«¹³⁴ Der jeder Entscheidung inhärente Wahnsinn, von dem Derrida in Anlehnung an Kierkegaard spricht, verdeutlicht eben jene basale Abgründigkeit jeder Entscheidung und zugleich die damit einhergehende Unmöglichkeit einer eindeutigen Entscheidungsfindung. Die Unentscheidbarkeit, als gewissermaßen Ausgangspunkt jeder Entscheidung, kann nun mit Laclau präziser als eine Situation »abgründige[r] Unentscheidbarkeit«¹³⁵ beschrieben werden,

133 Vgl. Kap. 1.1, S. 7: »Sein und Grund (»sind«) das Selbe, nicht das Gleiche [...]«, in: Heidegger, Martin: *Der Satz vom Grund*, S. 76.

134 Derrida, Jacques: *Die Schrift und die Differenz*, S. 65.

135 Laclau, Ernesto: *Dekonstruktion, Pragmatismus, Hegemonie*, S. 131.

»[...] aus der sich keine Handlung mit Notwendigkeit ableitet.«¹³⁶ Obzwar Laclau das Prädikat »abgründig« emphatisch und an jener zitierten Stelle nur »um des Arguments Willen formuliert«¹³⁷, kann durchaus daran festgehalten werden, trotz Laclaus scheinbaren Relativierung hin zur strukturierten Unentscheidbarkeit¹³⁸. Denn wie sich gezeigt hat, entspricht der Ab-Grund, wie er in Anschluss an Heidegger bislang dargelegt wurde, weniger einer von Laclau vermuteten »selbstgenügsamen Präsenz«¹³⁹, als vielmehr einer Temporalisierung des Grundes, die sich im gründenden und entgründenden Spiel der Differenz als Differenz bekundet. Weiter befördert wird dies im Übrigen von Laclau selbst, wenn er gemeinsam mit Zac sehr wohl erkennt, dass es einer »Durchquerung des Nichts«¹⁴⁰, d. h. einer Erfahrung des sich entziehenden Seins – des Ab-Grunds – benötigt, um in gewisser Weise Zugang zum Sein zu erlangen, das eben nicht einer Leere, als vielmehr der temporalisierten Differenz von Sein und Seiendem entspricht.¹⁴¹ Später scheint sich Laclau der Auffassung eines chiasmatisch gefassten Ab-Grunds, wie er von Marchart für das postfundamentalistische Denken fruchtbar gemacht wurde, durchaus anzuschließen, wenn es da heißt: »To say that the abyss itself is the ground does not purely and simply mean the absence of a ground, which would be just an absence, but rather to assert *the presence of an absence* [Hervorh. I.O.]«¹⁴² Dieser freilich Heidegger geschuldeten Betrachtungsweise einer abgründigen Unentscheidbarkeit wird nicht zuletzt durch die Einsicht Laclaus begünstigt, dass die Dekonstruktion und das Aufzeigen von Unentscheidbarkeit schlussendlich dasselbe sind.¹⁴³ In Anbetracht Heideggers Dekonstruktion der abendländischen Metaphysik, die im Kontingenzbewusstsein des postfundamentalistischen Denkens mündet, wird deutlich, dass Dekons-

136 Laclau, Ernesto: *Emanzipation und Differenz*, S. 119.

137 Laclau, Ernesto: *Dekonstruktion, Pragmatismus, Hegemonie*, S. 131.

138 Vgl. ebd., S. 132.

139 Laclau, Ernesto: *Emanzipation und Differenz*, S. 119.

140 Marchart, Oliver: *Die politische Differenz*, S. 195.

141 Vgl. Laclau, Ernesto/Zac, Lilian: *Minding the Gap: The Subject of Politics*, in: *The Making of Political Identities*, hg. v. ders., London & New York: Verso 1994, S. 29–30, u. Marchart, Oliver: *Die politische Differenz*, S. 195.

142 Laclau, Ernesto: *The Rhetorical Foundations of Society*, London/New York: Verso 2014, S. 118.

143 Vgl. Laclau, Ernesto: *Dekonstruktion, Pragmatismus*, S. 126–7.

truktion, Kontingenz und Unentscheidbarkeit gemeinsam einhergehen; oder in den Worten Laclaus: »Eine Struktur zu dekonstruieren ist dasselbe, wie ihre Unentscheidbarkeit aufzuzeigen, den Abstand zwischen der Pluralität der Arrangements, die aus ihr heraus möglich wären, zu dem aktuellen Arrangement zu zeigen, das letztlich bevorzugt wurde.«¹⁴⁴ Laclaus Forderung, die Dekonstruktion hätte die Aufgabe das Feld der Unentscheidbarkeit auszuweiten,¹⁴⁵ ist freilich eine politische, die, ähnlich Marcharts Forderung der politischen Theorie als Erste Philosophie, auf eine Politisierung noch unpolitischer Bereiche abzielt. Unter Ausklammerung eines politischen Anspruchs fand diese Forderung, zumindest in der streng als Disziplin gefassten Philosophie, bisweilen in Heideggers Dekonstruktion der abendländischen Metaphysik Anklang.

Es scheint daher in keinsten Weise unangemessen Unentscheidbarkeit als abgründige oder, um einen kohärenteren Begriff hinsichtlich der bisherigen Ausführungen zur Kontingenz zu verwenden, als radikale¹⁴⁶ zu fassen, obgleich sie, wie Laclau betont, stets von bereits bestehenden kontingenten Gründen mitgetragen wird.¹⁴⁷ Lediglich dies soll die differenzierte Formulierung strukturierter Unentscheidbarkeit ausdrücken, dass wir es wohlgemerkt niemals mit einer »[...] Situation der völligen Unentscheidbarkeit [...]« zu tun haben, »[...] in der *jede* Entscheidung gültig ist, bloß weil sie *eine* Entscheidung ist [Hervorh. i. O.]«¹⁴⁸, sondern vielmehr mit einer Situation »[...] partielle[r] Destrukturierung, die den Imperativ der Entscheidung ausmacht.«¹⁴⁹ Das bedeutet nichts anderes, als dass die Entscheidungsfindung immer auch auf ein bereits bestehendes, heterogenes und nicht zuletzt kontingentes Feld tatsächlich zu Verfügung stehender Optionen rekurriert. Diese Differenzierung hin zur strukturierten Unentscheidbarkeit, die im Wesentlichen Laclaus Begriff der Dislozierung (oder Dislokation) kennzeichnet,¹⁵⁰ gewährt einen ersten wesentlichen Einblick in Laclaus Ontologie des Politischen.

144 Ebd.

145 Vgl. ebd., S. 135.

146 Vgl. Marchart, Oliver: *Politik und ontologische Differenz*, S. 108–9.

147 Vgl. Laclau, Ernesto: *Dekonstruktion, Pragmatismus, Hegemonie*, S. 131–2.

148 Ebd., S. 132.

149 Ebd.

150 Vgl. Laclau, Ernesto: *New Reflections on The Revolution of Our Time*, S. 60.

Laclau ist nicht an der Rückkehr zu originären Gründungsmomenten interessiert,¹⁵¹ wie sie von Husserls Frage nach den ersten sinnstiftenden Geometern vielleicht noch insinuiert wird¹⁵² – ein unmögliches Unterfangen, müsste sich solch ein Fragen doch einen nicht zu bewältigenden Weg durch das Geröll von Sprache und Kultur bahnen, wie sich mit Derrida herausstellt. Laclau geht es vielmehr um das Moment der Reaktivierung letztendlich politischer Gründungsakte, die Gesellschaft und Objektivität instituierten¹⁵³ und schließlich einen (quasi-)transzendenten Horizont der Politik vermuten lassen:¹⁵⁴ »This moment of the institution of the social through contingent decisions is what I call ›the political.«¹⁵⁵ Im Derrida'schen Sinne scheint es daher nur konsequent, wenn Laclau das Moment der Unentscheidbarkeit limitiert und somit Sprache, Kultur, etc., also letzten Endes dem Ontischen Rechnung trägt. Laclaus Abneigung einer abgründig begriffenen Unentscheidbarkeit mag folglich nicht nur damit erklärt werden, dass der Begriff des Abgründigen einen allumfassenden Abgrund vermuten lässt, der jener von Laclau zu Recht befürchteten selbstgenügsamen Präsenz zu nahe käme. Vielmehr würde sich damit jede lebensweltliche Implikation der Entscheidung selbst verflüchtigen, weil das Moment der Unentscheidbarkeit folgendermaßen als völliges, d. h. absolutes begriffen werden müsste. Hinsichtlich dessen wäre jede Entscheidung eine gültige, eben weil sie *eine* Entscheidung wäre, d. h. vermöge ihrer *Singularität*, was wohlgerne auf eine Position der *Omni-potenz* schließen ließe, aus der heraus sie getroffen würde.¹⁵⁶ Da im Falle der völligen Unentscheidbarkeit jedwede Struktur fehlt,¹⁵⁷ wären Unentscheidbarkeit und Entscheidung nicht unterschieden (i. S. des Unterschieds), sondern lediglich das gleiche Einerlei. Es ließe sich keine Dif-

151 Vgl. Laclau, Ernesto: *Hegemony and the Future of Democracy: Ernesto Laclau's Political Philosophy*, in: *Race, Rhetoric, and the Postcolonial*, hg. v. L. Worsham u. G.A. Olson, Albany/New York: State University of New York Press 1999, S. 146.

152 Vgl. Derrida, Jacques: *Husserls Weg in die Geschichte am Leitfaden der Geometrie*, S. 50–1.

153 Vgl. Laclau, Ernesto: *New Reflections on The Revolution of Our Time*, S. 173.

154 Vgl. Laclau, Ernesto: *Dekonstruktion, Pragmatismus, Hegemonie*, S. 113–4 u. 117–8.

155 Laclau, Ernesto: *The Rhetorical Foundations of Society*, S. 146.

156 Vgl. Laclau, Ernesto: *Dekonstruktion, Pragmatismus, Hegemonie*, S. 132.

157 Vgl. ebd.

ferenz erkennen zwischen der *absoluten* – oder *singulären* – Regel, der jede Entscheidung doch entkommen muss, und der *absoluten* Unentscheidbarkeit. Demnach wäre jede Entscheidung vermöge ihrer Singularität eine legitime, letztlich aber ein Akt willkürlicher Omnipotenz, der selbst wiederum nichts anderes als eine absolute Regel sein könnte. Die Limitierung dieser abgründigen Unentscheidbarkeit zugunsten des Ontischen bewahrt nicht nur davor, in solch anscheinend rein formale Absurditäten abzuleiten. Sie entspricht überdies einer Ontologie der Differenz als Differenz und markiert den Übergang vom rein Philosophischen zum Politischen. Die hierfür wesentliche Unterscheidung der Begriffspaare des Singulären/Absoluten einerseits und des Partikularen/Universalen andererseits, die die Kernbegriffe für Laclaus Hegemonie- und Diskurstheorie darstellen, erlaubt dahingehend ein genaueres Verständnis. Wohlgermerkt findet sie zwar in dieser begrifflichen Schärfe in Laclaus Werk bisweilen keine Erwähnung; sie wurde allerdings von Marchart so vorgeschlagen, um vor dem Hintergrund der Differenz als Differenz – dem streng Philosophischen in Laclaus Werk – ein kohärentes Bild von Laclaus Hegemonie- und Diskurstheorie zu zeichnen.¹⁵⁸ Dahingehend wird es möglich sein, diese scheinbar rein philosophische Formulierung der abgründigen Unentscheidbarkeit nicht gänzlich zu verwerfen; sie konstituiert vielmehr den ontologischen Rahmen, innerhalb dessen das Ontische seine Gültigkeit erlangt. Denn was sich bisher zeigte, ist eine Gespaltenheit, die sowohl den »Ausgangs-« als auch den »Endpunkt« jeder Entscheidung durchwirkt: zum einen das strukturierte Arrangement der Unentscheidbarkeit, zum anderen die Entscheidung selbst; letztes wurde mit Derrida schon angedeutet. Die hier nun offenbare und triviale Einsicht, dass eine Entscheidung auf das heterogene Feld bereits bestehender Wahlmöglichkeiten zurückgreifen muss und mithin selbst nur etwas Ontisches hervorbringen kann, darf nicht von einer ontologisch unterschiedenen Betrachtungsweise ablenken, gemäß derer Laclau verstanden werden kann, wenn er wie folgt festhält: »[...] all decision is internally split: it is, on the one hand, *this* decision (a precise ontic content) but it is, on the other hand, *a* decision (it has the ontological function of bringing a certain closure to

158 Das Begriffspaar vor dem Hintergrund der Differenz als Differenz, vgl. Marchart, Oliver: *Politik und ontologische Differenz*, S. 116–7.

what was structurally open) [Hervorh. i. O.].«¹⁵⁹ Die Unterscheidung zwischen der ontologischen Funktion der Entscheidung und ihrem konkreten ontischen Inhalt eröffnet sonach eine ontische Passage für die zunächst zwar unmögliche und dennoch notwendige Entscheidung – es ist der Versuch eines Drahtseilakts über den Abgrund, wenn man so will. Erst jetzt, in der ontologischen Differenzierung zum Ontischen, gewinnt die rein formal gefasste abgründige Unentscheidbarkeit und damit auch das Begriffspaar des Singulären/Absoluten an Bedeutung. D. h., die ontisch zu verstehenden Begriffe des Partikularen und Universalen zeigen über sich hinaus auf ihre rein formalen Grenzbegriffe des Singulären und Absoluten, die »als ontologische Grenzfälle«¹⁶⁰ notwendig uneinholbar bleiben müssen, um als Möglichkeitsbedingung der ersten fungieren zu können. Eben darauf weist Marchart mit seinem Vorschlag einer Differenzierung zwischen den Begriffspaaren Singulär/Absolut und Partikular/Universal hin:

Das Singuläre und das Absolute sind Namen für jenen Zustand von Partikularität/Universalität, der notwendig unmöglich bleiben muss, um als Möglichkeitsbedingung für das Spiel zwischen dem Partikularen und Universalen gelten zu können.¹⁶¹

Das Singuläre und das Absolute stehen somit für die ontologische Funktion – oder die Inhaltsfunktion (eines abwesenden Subjekts)¹⁶² –, die in der rein formalen Ausführung zur abgründigen bzw. absoluten Unentscheidbarkeit und der damit einhergehenden singulären Entscheidung bereits ausgedrückt wurde. Erst in der Differenzierung gewinnen beide Begriffspaare ihre Bedeutung und verdeutlichen mithin jene Passage, die, Laclaus Einschätzung zufolge, eine, wenn auch immer prekäre, Entscheidung nichtsdestoweniger ermöglichen.¹⁶³ Das Moment der Unentscheidbarkeit bleibt ontologisch betrachtet zwar ein absoluter – es gehört zum

159 Laclau, Ernesto: *Identity and Hegemony: The Role of Universality in the Constitution of Political Logics*, in: Butler, Judith/Laclau, Ernesto/Žižek, Slavoj: *Contingency, Hegemony, Universality. Contemporary Dialogues on the Left*, London: Verso 2000, S. 79.

160 Marchart, Oliver: *Politik und ontologische Differenz*, S. 116.

161 Ebd.

162 Vgl. Laclau, Ernesto: *Dekonstruktion, Pragmatismus, Hegemonie*, S. 133.

163 Vgl. ebd., S. 133–4.

Wesen jeder Entscheidung dazu –, während es hinsichtlich seiner faktischen, d. h. ontischen Kontexte limitiert wird zur strukturierten oder eben universalen Unentscheidbarkeit. Jede Entscheidung wird demnach selbst strukturiert, d. h. in ihrem Entscheidungsspielraum eingegrenzt sein, weil sie immer mit Rücksicht auf ontische Kontexte getroffen wird, die ihr Moment der Unentscheidbarkeit limitieren. Obwohl ihr ontologischer Status weiterhin dem der Singularität entspricht, wird sie nicht aufgrund ihrer Beliebigkeit, sondern kraft ihrer Bestimmtheit zugunsten einer der aus dem Feld tatsächlich zur Verfügung stehenden Möglichkeiten eine gültige sein, indem sich nämlich in ihr einer dieser Möglichkeiten manifestiert. Jede Entscheidung ist daher niemals eine rein singuläre, als vielmehr immer eine bestimmte und somit Träger eines *partikularen* Inhalts hinsichtlich eines gewissermaßen *universalen* und nicht absoluten Moments von Unentscheidbarkeit. Zugleich besagt die ontologische Funktion allerdings auch, dass ihr ein Moment des Universalen immer inhärent sein wird. Waren in der formal-ontologischen Funktion das Singuläre und das Absolute anscheinend noch koinzident, so ergibt sich in ihrer ontischen Unterscheidung ein konstitutives Spannungsverhältnis zwischen dem Partikularen und dem Universalen: ein stetes und unaufhebbares dialektisches Spiel zwischen beiden.¹⁶⁴ Denn ferner gilt, dass jede Partikularität nur eine solche im Verhältnis zu anderen Partikularitäten ist, d. h. unter Voraussetzung einer Totalität,¹⁶⁵ also immer hinsichtlich eines umfassenden oder *universalen* Gesichtspunkts.

Einen entscheidenden Aspekt scheint die von Laclau aufgezeigt ontische Passage jedoch noch auszusparen. Gemeint ist nicht die augenscheinlich noch ausstehende Instanz, die notwendig hinter jeder Entscheidung steht und das Laclau das Subjekt der Entscheidung nennt – denn schließlich scheint jede Entscheidung einen entscheidungs- und wirkungsmächtigen Akteur o. dgl. zu bedürfen, der letzten Endes die Entscheidung trifft. Gesucht wird vielmehr das von der formal-ontologischen Funktion ebenso verlangte ontische Äquivalent zur *Omnipotenz*, nämlich Macht, auf das die *singuläre* Entscheidung hinsichtlich einer *absoluten* Unentscheidbarkeit schließen lässt. Diese hier notwendige Unterscheidung zwischen

164 Vgl. Marchart, Oliver: *Politik und ontologische Differenz*, S. 116–7.

165 Vgl. Laclau, Ernesto: *Emanzipation und Differenz*, S. 38.

einer rein ontologisch verstandenen Macht, wie sie die formal-ontologische Funktion im Begriff der Omnipotenz nahelegt, und einer ontischen Macht, impliziert Laclau bereits, wenn er die der Macht innewohnenden Zweideutigkeit unterstreicht: »Any power is nevertheless ambiguous: to repress something entails the *capacity* to repress, which involves power; but it also entails the *need* to repress, which involves limitation of power [Hervorh. i. O.].«¹⁶⁶ Deutlicher tritt diese Differenzierung in der unterschiedlich gesetzten Großschreibung im zusammen mit Zac verfassten Aufsatz *Minding the Gap* zutage, wenn es da heißt: »It is only if Power is impossible that actual power can exist on the social terrain.«¹⁶⁷ Darin zeichnen die beiden Autoren die der Macht zugrunde liegende paradoxe Logik nach, die sich in einer der Unentscheidbarkeit und Entscheidung ganz ähnlichen ontologischen Funktion formulieren und dabei tiefer blicken lässt. Soll nun das breitere Ausmaß von Unentscheidbarkeit und Entscheidung weitergedacht werden, bedarf es einer Reflexion ihres impliziten Machtbegriffs.

2.2.2 Der Totalisierungseffekt der Macht

Zunächst gilt es den unüberbrückbaren und doch notwendigen Unterschied zwischen dem Ontologischen und dem Ontischen hervorzuheben: der konstitutive Spalt zwischen einer allgemeinen Funktion der Macht einerseits, die schließlich soziale Gründung gewährt, und das konkrete politische Arrangement andererseits, das die Funktion erfüllt.¹⁶⁸ Ungeachtet dessen, ob Macht konzentriert von einem Zentrum aus geht, oder aber mit mehreren unterschiedlichen Machtbestrebungen innerhalb der Gesellschaft konkurriert, zielt Macht stets darauf ab, die Gesellschaft zu totalisieren. Sie produziert das, was man unter Gesellschaft und im weiteren Sinne unter Objektivität versteht – sie stellt also nichts anderes als deren Quell dar.¹⁶⁹ Laclau und Zac nennen diese Totalisierung *society effect*: »[...] the society effect is the constitution and representation of

166 Laclau, Ernesto: *New Reflections on The Revolution of Our Time*, S. 60.

167 Laclau, Ernesto/Zac, Lilian: *Minding the Gap*, S. 18.

168 Vgl. ebd., S. 21.

169 Vgl. ebd., S. 17.

the social totality as a coherent object resulting from the combination of orderly effects that unfold from a unique centre of power.«¹⁷⁰ Doch hierbei stellt sich sogleich die Unmöglichkeit uneingeschränkter Macht heraus. Denn wäre ihre Totalisierung absolut, würde sie von ihrem Zentrum aus jedwede Identität regelrecht einverleiben. Zwischen den unterschiedlichen Identitäten innerhalb einer totalisierten Gesellschaft könnte nicht unterschieden werden, weil jedwede Identität nur das Resultat jener wäre, die absolute Macht inne hätte. Die Unterscheidung zwischen z. B. Eliten und Subalterne käme lediglich einer unterschiedlichen Positionierung innerhalb einer einzigen und in sich geschlossenen Identität gleich, weil jedwede Identität sich mit jener der Machtinstanz absolut identifizieren würde. Eine absolute Macht, die absolute Totalisierung von Gesellschaft und Objektivität mit sich brächte, würde zwar einen absoluten Totalisierungseffekt erzielen, sich jedoch damit selbst schlussendlich verflüchtigen.¹⁷¹ Laclau und Zac konkludieren dahingehend: »[...] a situation of *absolute* power must be one where the concept of power entirely loses its meaning [Hervorh. d. Verf.]«¹⁷² Doch auch Überlegungen hin zu einem vermeintlich konsistenteren Begriff dezentralisierter Macht, der eine Pluralität von Macht unterstellt, hätte nur sich niemals konstituierende und stets limitierte Partikularitäten zur Folge, weil keine der Machtinstanzen je dazu imstande wäre, seine eigene Identität zu transzendieren, d. h. tatsächliche Macht auszuüben. Weder Gesellschaft noch Objektivität könnten sich realisieren, beruht deren Repräsentierbarkeit doch letztlich auf einem Prinzip der Vereinheitlichung, das von den sich stets im Konflikt befindlichen Partikularitäten jedoch ständig untergraben würde.¹⁷³

Um nun den für Gesellschaft und Objektivität notwendigen Totalisierungseffekt der Macht beizubehalten, ohne dabei Gefahr zu laufen, einem bedeutungslosen Konzept der Macht zu erliegen, muss Macht selbst als limitiert verstanden werden. Zwar wohnt ihr weiterhin ein sich im Totalisierungseffekt ausdrückendes »Transzendieren« inne, das aber als Unmöglichkeit verstanden werden muss, Gesellschaft und Objektivität jemals als

170 Ebd., S. 18.

171 Vgl. ebd., S. 17–8.

172 Ebd., S. 18.

173 Vgl. ebd.

ein in sich geschlossenes System zu gründen. Macht strebt also stets nach einer unerreichbaren Fülle, die erst vermöge eines der Gesellschaft inhärenten und konstitutiven Mangels gegeben ist.¹⁷⁴ Diese Konzeption einer folglich nie völlig zu gründenden und dennoch notwendigen Gesellschaft, die Laclaus gesamtes Œuvre durchzieht, scheint in ihrer ontisch-ontologischen Differenzierung am offensichtlichsten an Stellen der Rezeption Hobbes' zutage gefördert. Laclau zufolge liegt der Verdienst Hobbes' darin, dass der konstitutive Spalt zwischen sozialer Ordnung und totalem Chaos – zwischen Grund und Abgrund – offenkundig wird. Denn hinsichtlich eines stets drohenden Naturzustands, d. h. eines Zustands reiner Anomie, der jedwede soziale Strukturen und Normen vermissen lässt, wird die konkrete und inhaltliche Gestaltung der Ordnung zunächst nachrangig sein, insofern (*eine*) Ordnung überhaupt erst hergestellt werden muss.¹⁷⁵ »Unter solchen Bedingungen [radikaler Desorganisation; Anm. d. Verf.] [...] brauchen Menschen *eine* Ordnung, und deren tatsächlicher Inhalt wird zu einer nebensächlichen Überlegung [Hervorh. i. O.]«¹⁷⁶ Die daraus abgeleiteten, notwendigen und hinreichenden Bedingungen jeder Legitimierung von Gesellschaft und Macht entstammen daher nicht aus deren »Innerem«, d. h. sie sind nicht Teil der Gesellschaft oder befinden sich im Einzugsbereichs der Macht. Wie das Beispiel Hobbes' verdeutlicht, kommen sie gleichsam von »außen« hinzu, indem zunächst und unter allen Umständen Anomie abgewendet bzw. soziale Ordnung hergestellt und garantiert werden muss.¹⁷⁷ Übersetzt man diese Gedankengänge in ein ontologisches Vokabular, wird schnell ersichtlich, warum Laclau die Legitimierung von Macht in den Rang eines abstrakten und allgemeinen Prinzips erhebt, die sich von ihren historischen Ausformulierungen unterscheidet.¹⁷⁸ Entlang der bereits diskutierten Unterscheidung zwischen ontologischer Funktion und ontischem Inhalt, verweisen sowohl der Totalisierungseffekt der Macht als auch ihre Legitimierung auf eine Fülle hin, deren Erreichung das Konzept einer sich stets tran-

174 Vgl. ebd., S. 18–9.

175 Vgl. Laclau, Ernesto: *New Reflections on The Revolution of Our Time*, S. 70–1, u. Laclau, Ernesto: *On Populist Reason*, London & New York: Verso 2005, S. 88.

176 Laclau, Ernesto: *Emanzipation und Differenz*, S. 76.

177 Vgl. Laclau, Ernesto/Zac, Lilian: *Minding the Gap*, S. 20–1.

178 Vgl. ebd., S. 22.

szendierenden Macht entleeren würde.¹⁷⁹ Dahingehend bietet sich der bereits gefallene Begriff der *Omnipotenz* als eben jene ontologische Grenzfigur an, die hinsichtlich ihrer ontischen Entsprechung, nämlich Macht, uneinholbar bleiben muss – Macht zeigt gewissermaßen formal anzeigend immer schon auf Omnipotenz. In Anbetracht des Totalisierungseffekts, also der steten Tendenz, sich von einem Zentrum oder einer Identität aus selbst zu transzendieren und auszubreiten, käme die Omnipotenz einer Singularität gleich, die sich verabsolutiert. Das Singuläre und das Absolute würden die ontologische und nie zu erreichende Dimensionalität der ontischen Macht anzeigen, vermöge deren erst die schon ange deutete Dialektik zwischen Partikularität und Universalität konstituiert wird. Selbstredend wäre Macht dann eine Partikularität, die sich universalisiert und doch nie völlig etablieren können wird. Was sich hier nun zeigt ist, dass sich die bisherigen Begriffspaare des Singulären/Absoluten und des Partikularen/Universalen, wie auch die Funktion der Entscheidung kraft Unentscheidbarkeit auf das basale Spiel der Macht zurückführen lassen. Die völlige Entleerung des Singulären und des Absoluten, wie sie in der formal-ontologischen Funktion ersichtlich wurde, rührt nicht nur von ihrem ontologischen Status, Grenzbegriffe für das Partikulare und das Universale zu sein, sondern ebenso daher, dass sie im Begriff der Omnipotenz zusammenfallen: sie sind rein ontologisch betrachtet dasselbe, letzten Endes nur andere Begriffe für das Sein. Wird i. S. einer radikal konstruktivistischen Denkweise anerkannt, dass Macht der Quell von Gesellschaft und Objektivität ist, ferner gar die Bedingung einer zugänglichen Welt darstellt, dann lässt sich Macht streng als Grund lesen, der Seiendes in seiner Gesamtheit durchdringt und gründet. Denn wie schon Sein das Seiende zuerst ermöglicht, nur um es in seiner umfassenden Konstituierung zu verunmöglichen¹⁸⁰, scheint diese quasi-transzendente Figur genauso für den von Laclau und Zac formulierten Machtbegriff zu gelten, wenn sie schreiben, ich wiederhole: »It is only if Power [nun als Omnipotenz zu verstehen; Anm. d. Verf.] is impossible that actual power can exist on the social terrain.«¹⁸¹ Entlang Heideggers Überlegun-

179 Vgl. ebd.

180 Vgl. Kap. 1.1, S. 8–9.

181 Laclau, Ernesto/Zac, Lilian: *Minding the Gap*, S. 18.

gen ließe sich behaupten, dass das Sein nicht nur den Grund des Seien- den, sondern damit auch ontische Macht zustellt, von der es selbst frei- lich ausgenommen werden muss. Sein als gewissermaßen Ursprung der Macht kann selbst nicht von ihr eingeholt oder gar beherrscht werden, sondern muss sich ihr immerzu entziehen, um als deren Ursprung über- haupt erst fungieren zu können. Dieser Entzug kann daher nur etwas sein, das die Macht – genauer gesagt ihre »Transzendieren« – transzen- diert, nämlich eine uneinholbare Omnipotenz. Der Macht wohnt daher selbst ein notwendiges Moment der *Ohnmacht* inne, vermöge dessen sie überhaupt wirken kann. Dementsprechend wird es ihr auch nie gelingen, das gesamte ontische Terrain jemals völlig, d. h. absolut, zu gründen, was sich in einem konstitutiven Mangel in der Gesellschaft bzw. Objektivität ausdrücken muss, der ihre völlige Schließung verhindert: »The reality of power constructs the irrealty of society as a structural lack accompany- ing and distorting all social identities.«¹⁸² Die Existenz von Gesellschaft und Objektivität auf Grund von Macht lässt sich somit im Hinblick auf die ontologische Differenzierung von Macht hin lesen, wenn nochmals ihr ambiger Charakter unterstrichen wird: »Any power is nevertheless ambiguous: to repress something entails the *capacity* to repress, which involves power; but it also entails the *need* to repress, which involves lim- itation of power [Hervorh. i. O.].«¹⁸³

Gesellschaft und Objektivität bedürfen also der Macht, und das in zweierlei Hinsicht. Einerseits muss es auf ontologischer Ebene so etwas wie eine Prinzip der Vereinheitlichung geben, vermöge dessen sie darstell- und somit umsetzbar sind. Wie sich jedoch herausstellte, ist die Bedin- gung der Macht paradoxerweise ihre eigene Unmöglichkeit, sich jemals völlig zu konstituieren, wonach sich auch ein absoluter Totalisierungs- effekt zur Instituierung von Gesellschaft und Objektivität nie einrichten wird. Andererseits wird es auf ontischer Ebene immer auch potentielle sozia- le Kräfte geben, die einer bestehenden Ordnung zuwiderlaufen, wonach es genauso der Macht bedarf, diese zu unterdrücken und wohlgermerkt auch immerzu unterdrückt zu halten. Auf beiden Ebenen lässt sich sonach ein Moment ablesen, das dem Einzugsbereich der Macht stets entkommt,

182 Ebd., S. 19.

183 Laclau, Ernesto: *New Reflections on The Revolution of Our Time*, S. 60.

ihre konstitutive Ohnmacht anzeigt und sie paradoxerweise aber zugleich ermöglicht; ein Element der Uneinholbarkeit und Inkommensurabilität, das auf ein radikales oder konstitutives Außen schließen lässt, wie es in den Werken von Laclau und Mouffe bisweilen unterschiedlich nuanciert Erwähnung findet.¹⁸⁴ Dieses konstitutive Außen muss zum einen die formal-ontologische Dimensionalität von Omnipotenz, das Singuläre und das Absolute, konstitutiv ausklammern, weil der Begriff der Omnipotenz, in seiner Koinzidenz des Singulären und Absoluten, letzten Endes nur eine Chiffre für die unerreichbare Fülle des Seins ist. Zum anderen muss es jedoch einen notwendigen Totalisierungseffekt der Macht erlauben, sich von einer Partikularität ausgehend zu universalisieren, ohne dabei je eine völlige Schließung zu erreichen. Um dieses konstitutive Außen, oder besser gesagt den konstitutiven Spalt, hinsichtlich Macht und der damit verknüpften Entscheidung im Moment der Unentscheidbarkeit nun weiterzudenken, bedarf es Werkzeuge, die Laclaus Diskurs- und Signifikantionstheorie zur Verfügung stellt.

2.2.3 Diskurstheorie als Onto-Logik der Macht

Während das Saussure'sche Sprachmodell von Differenzen ausgeht, die innerhalb eines Sprachsystems erst an Bedeutung gewinnen,¹⁸⁵ stellt Laclau in dekonstruktivistischer Manier die Grenzen des Systems infrage. Diese müssen jenseits aller Differenzen und Bedeutungen gelegen sein, sollen sie tatsächliche Grenzen und nicht bloß weitere Differenzen darstellen;¹⁸⁶ sie müssen radikal ausschließend sein: »Wahre Grenzen sind immer antagonistisch.«¹⁸⁷ Damit wird wohlgermerkt jede Form einer völligen systemischen Schließung verabschiedet, denn was ausgeschlossen wird, ist »schlicht das Prinzip der Positivität: reines Sein.«¹⁸⁸ Solch Grenzziehung

184 Vgl. ebd., S. 18–26 u. 173, u. Mouffe, Chantal: *Über das Politische. Wider die kosmopolitische Illusion*, übers. v. N. Neumeier, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2007, S. 23.

185 Vgl. Saussure, Ferdinand de: *Grundlagen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, 3. Auflage, hg. v. C. Bally u. A. Sechehaye, übers. v. H. Lommel, Berlin/New York: de Gruyter 1931/2001, S. 143–4.

186 Vgl. Laclau, Ernesto: *Emanzipation und Differenz*, S. 66–7.

187 Ebd., S. 67.

188 Ebd., S. 68.

mittels radikaler Ausschließung steht jedoch vor dem Problem der Unbenennbarkeit ihrer eigenen Grenzen, wonach sich die Frage stellt, woher die zur Bedeutungsproduktion nichtsdestoweniger notwendige Systematizität oder Vereinheitlichung, m. a. W. der Totalisierungseffekt, herrührt. Laclau zufolge kann dies durch eine Subversion des Bezeichnungsprozesses selbst gelingen.¹⁸⁹ Er folgt der Lacan'schen Einsicht, dass es trotz Differenzen stets auch Gleichheit zwischen Identitäten gibt, indem sich die differierenden Identitäten an einem bestimmten Knotenpunkt¹⁹⁰ oder einer Markierung orientieren.¹⁹¹ Demgemäß wird sich eine der Identitäten entleeren, d. h. ihren partikularen und sie kennzeichnenden Bedeutungsinhalt ablegen, und die Systematizität oder Universalität, »das System als reines Sein«¹⁹², gleichsam von »innen« repräsentieren müssen. Jede Identität ist somit konstitutiv gespalten: sie ist einerseits different zu anderen Identitäten, d. h. partikular, besitzt andererseits aber einen universalen Aspekt, indem sie zugleich auf jenen leeren Signifikanten bezogen ist, der die nie zu erreichende Totalität des Systems verkörpert. In Laclaus Diskurstheorie herrschen also zwei gegenläufige Prinzipien, die in ihrer Verschränkung erst Bedeutung konstruieren: eine Logik der Differenz, in der jede Identität differiert, insofern sie ihren partikularen und sie kennzeichnenden Inhalt besitzt, und eine der Äquivalenz qua negativum, in der sich eine ganz bestimmte Identität ihres partikularen Inhalts zu entledigen sucht und sich dazu anschickt, das System zu universalisieren. Identitäten partikularen Inhalts schließen sich um diesen leeren Signifikanten zu Äquivalenzkette zusammen und konstituieren so das universale Arrangement.¹⁹³

Dieser kurze Exkurs gewährt drei wesentliche Erkenntnisse. Die erste besteht zunächst darin, dass dem Antagonismus die entscheidende Rolle in der Konstitution jedweder Identität zukommt. Er kann folglich vor dem Hintergrund des Heidegger'schen Ab-Grunds in dessen doppelten Semantik, als das gründende und entgründende Spiel des Seins ausge-

189 Vgl. ebd., S. 69.

190 Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal: *Hegemonie und radikale Demokratie*, S. 147.

191 Vgl. Lacan, Jacques: *Struktur. Andersheit. Subjektkonstitution*, hg. u. übers. v. D. Finkelde, Berlin: August Verlag 2016, S. 33.

192 Laclau, Ernesto: *Emanzipation und Differenz*, S. 69.

193 Vgl. ebd., S. 68–70.

legt werden.¹⁹⁴ In aller Schärfe grenzt er jedes Seiende auf das ab, was es *nicht* ist, nämlich Sein: »by way of delimitation vis-à-vis what it is not«¹⁹⁵ und offenbart somit den jähren *Ab-Grund*, das stete Ausbleibens des Seins und jeder Letztbegründung, womit er jedwede absolute Gründung verunmöglicht. »Er setzt jede Entität in ein Un-Verhältnis zu ihrem negativen Außen, gleichgültig, ob wir über Identitäten, Rollen, Gruppen oder Akteure sprechen.«¹⁹⁶ Zugleich ist er wiederum der *Ab-Grund*, indem er kraft radikalen Ausschlusses die Möglichkeit kontingenter Gründungen einführt: »Der Antagonismus faltet ein Moment radikaler Negativität ins Innere des sozialen Relationsraumes und konstituiert so überhaupt erst diesen Raum als Raum, wenn gleich nur als verzerrten.«¹⁹⁷ Jede Identität erscheint demnach im Lichte einer konstitutiven Spaltung zwischen ihrem partikularem Inhalt und ihrer Bezogenheit zum universalen Arrangement eines sich entleerenden Signifikanten, der die Funktion der Gründung übernimmt und versucht, die letztlich abwesende Fülle des Seins zu verkörpern. Dieser sich dabei abzeichnende Spalt durchzieht das Ontische von Grund auf und sorgt für eine stete Ambivalenz, die sich in der prinzipiellen Unentscheidbarkeit zwischen der Logik der Differenz und jener der Äquivalenz ausdrückt.¹⁹⁸ Der hier von der Onto-Logik zum Ausdruck gebrachte und auf der ontologischen Ebene angesiedelte Antagonismus stellt im Grunde den quasi-transzendentalen Horizont dar, der das Seienden ermöglicht, nur um es in seiner absoluten und letztendlichen Gründung zu verhindern. In diesem Sinne stiftet der Antagonismus erst die Kontingenz des Seienden, indem er jedwede Identität blockiert und sie zugleich bestätigt.¹⁹⁹

Daraus wird die zweite Erkenntnis gewonnenen, dass die Unentscheidbarkeit nun selbst die Regel, d. h. das konstitutive Moment des Seienden darstellt, weil sich jede Identität in einer konstitutiven Schweben zwischen ihrer Partikularität und ihrer universalen Gründung bzw. Ent-Gründung befindet. Genau dahingehend, nämlich auf Ent-Gründung, lässt sich nun

194 Vgl. Marchart, Oliver: *Thinking Antagonism*, S. 61.

195 Ebd., S. 207.

196 Marchart, Oliver: *Das unmögliche Objekt*, S. 355.

197 Ebd.

198 Vgl. Marchart, Oliver: *Politik und ontologische Differenz*, S. 109.

199 Vgl. Laclau, Ernesto: *New Reflections on The Revolution of Our Time*, S. 21.

auch Laclaus Begriff der Dislozierung präzisieren. Wie das Präfix *Dis-*Lozierung oder *Dis-*Lokation erkennen lässt, benennt der Begriff eine örtliche Verlagerung oder Verschiebung: »a term that refers to the Latin locus, and thus to a place within a topographical structure that has been pushed ›out of place‹.«²⁰⁰ Dislozierung drückt also die eigentliche Grundverfassung des Seienden aus, stets »bewegt« oder ver-rückt, d. h. im Wesentlichen temporalisiert (Zeit), zu sein,²⁰¹ wonach erst jedwede Gründung nicht nur ermöglicht, als vielmehr noch erfordert wird – ein Anhalten dieser steten Verschiebung. Denn wie Laclau daran erinnert, entspräche der Zustand andauernder und umfassender Dislozierung einem sich nie fixierenden Diskurs, in dem sich keine Bedeutung je stabilisieren könnte, letztlich dem Diskurs des Psychotikers.²⁰² Der Antagonismus als die grundlegende ontologische Figur einer Ontologie des Politischen erlaubt es schließlich, sowohl die konstitutive Dis-Lozierung des Seienden als auch deren »Anhalten«, d. h. Gründung, zu konzipieren: das gründende und entgründende Spiel des Seins, das ontisch mittels einer diskurstheoretisch gefassten Dialektik von Partikularität und Universalität eingefangen werden kann, was zum dritten Punkt überleitet.

Obwohl für Laclau und Mouffe die Dialektik von Partikularität und Universalität den konzeptuellen Rahmen der Hegemonie- und Diskurstheorie bildet,²⁰³ darf sie in der vorliegenden Arbeit vor dem Hintergrund einer basaleren Ontologie der Macht (Omnipotenz) gelesen werden. Denn wie bereits ausgeführt wurde, legen Laclau und Zacs Ausführungen den Schluss nahe, Macht im strengen Sinne als Grund zu lesen: Macht=Seiendes. Daraus ergäbe sich auch ein kohärenteres Bild von Laclaus Ontologie des Politischen gegenüber seiner politischen Onto-Logik. Erstes würde das gründende und entgründende Spiel des Antagonismus benennen, das Macht (letztlich auf Basis von Machtkämpfen) zustellt. Macht wirkt dergestalt, dass sie immer eine partikulare Macht sein wird und sich derart einrichtet, indem sie die gleichsam auseinanderstrebenden Partiku-

200 Marchart, Oliver: *Thinking Antagonism*, S. 94.

201 Vgl. ebd., S. 94–5.

202 Vgl. Laclau, Ernesto: *New Reflections on The Revolution of Our Time*, S. 90.

203 Vor allem hinsichtlich des Verhältnisses von Artikulation und Äquivalenz, vgl. Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal: *Hegemonie und radikale Demokratie*, S. 171–4.

laritäten dennoch eint und zusammenhält, und mithin Gesellschaft und Objektivität herstellt – der Totalisierungseffekt der Macht. Die ontische Einrichtung der Macht entspricht dann zweitem, nämlich der Logik von Differenz und Äquivalenz, vermöge deren jedwede Identität ihre Gründung und Bedeutung gewinnt, wenn auch immer in kontingenter und prekärer Weise. Dabei sei sogleich auf Folgendes hingewiesen: Da die notwendige und hinreichende Bedingung der Legitimierung von Macht zunächst die Einrichtung von Macht an sich, d. h. die Gründung und das (Weiter-)Bestehen irgendeiner Ordnung ist, wird sich jeder Diskurs über und jeder Kampf um Macht nicht um Macht per se handeln, als immer um deren konkreten Inhalt. Darüber dürfen auch jene Diskurse nicht hinwegtäuschen, die Macht als solche zu thematisieren scheinen, wie etwa in Fragen um Machtverteilung o. Ä., rühren sie doch selbst immer von einer ganz bestimmten Ordnung, d. h. von einer sich bereits universalisierten Macht ursprünglich partikularen Inhalts. Deswegen dürfen Machtkämpfe auch nicht i. S. von Macht innehabenden und somit positiv bestimmten Kräften vorgestellt werden – hierfür böte sicher eher Gramscis Begriff des Kräfteverhältnisses an –, sondern als Kämpfe um Macht innerhalb einer immer schon eingerichteten und nicht zuletzt auch immer bereits bestimmten Ordnung. Der Kampf um Macht ist deshalb der Kampf um deren Inhalt, der sich immerzu zu totalisieren anstellt. Was Gramsci als Hegemonie bezeichnet, also im Kern die Ausweitung partikularer Interessen auf breite Teile der Gesellschaft, mag hierbei – in einer (quasi-)transzendentalen Bewegung – weniger als eine bestimmte Form der Machtausübung innerhalb der kapitalistischen Epoche, sondern eher als Ausdruck des eigentlichen Wesens der Macht selbst begriffen werden, nämlich derart zu wirken. (Gleiches gilt freilich auch für liberale Ansätze, in denen sich die Legitimierung der Politik auf den Konsens von Individuen stützt, wie etwa spätestens seit Locke gedacht wird.) Auf den Punkt gebracht heißt das, dass das Wesen der Macht, nämlich ihr »Transzendieren«, die je eigene Partikularität stets zu übersteigen, wie es sich im Totalisierungseffekt ausdrückt, und Hegemonie wesentlich dasselbe sind. Dieses »Transzendieren« der Macht bzw. Hegemonie, sich zu unversalisieren, ist freilich bereits in Gramscis Schriften angelegt, wenn es da heißt, dass

die eigenen korporativen Interessen in ihrer gegenwärtigen und künftigen Entwicklung den korporativen Umkreis, den einer bloß ökonomischen Gruppe, überschreiten und zu Interessen anderer untergeordneter Gruppen werden können und müssen. Dies ist die Phase, die am eindeutigsten politisch ist, [...] es ist die Phase, in der die zuvor aufgekeimten Ideologien »Partei« werden, zur Konfrontation kommen und in den Kampf eintreten, bis eine einzige von ihnen oder zumindest eine einzige Kombination derselben dazu tendiert, das Übergewicht zu erlangen, sich über den gesamten gesellschaftlichen Bereich zu verbreiten, wobei sie über die Einheitlichkeit der ökonomischen und politischen Ziele hinaus auch die intellektuelle und moralische Einheit bewirkt, alle Fragen, um die der Kampf entbrannt ist, nicht auf die korporative, sondern auf die »universale« Ebene stellt und über eine Reihe untergeordneter Gruppen herrscht.²⁰⁴

Wird nun anerkannt, dass die hier von Gramsci beschriebene Hegemonie kein bestimmter Modus der Macht, sondern im Wesentlichen Macht ist, d. h. die Art und Weise, wie sich Gesellschaft und Objektivität, also das Seiende einrichtet, dann kann auch das Moment der Dis-Lozierung entlang dieses Machtverständnisses begriffen werden, nämlich als ein Moment, in dem der Totalisierungseffekt der Macht zumindest teilweise scheitert und Macht weniger universalisiert als eher in seiner begrenzten Partikularität erfahrbar wird. Dabei darf die entscheidende die Rolle des Antagonismus nicht übersehen werden, die zunächst zwar darin besteht, die Konfrontationslinie der Parteien abzugrenzen, die um Hegemonie, genauer gesagt um den Inhalt der Macht kämpfen. Viel wichtiger aber noch wird damit die ontologische Dimension des Antagonismus ersichtlich, nämlich erst im Konflikt die kontingente Gründung des Seienden und somit auch den konstitutive Entzug des Seins anzuzeigen. Hinsichtlich dessen darf zu Recht von einer Offenbarungsfunktion des Antagonismus die Rede sein, die die grundsätzliche Kontingenz der Objektivität decouvriert.²⁰⁵

204 Becker, Lia/Candeias, Marion/et al. (Hg.): *Gramsci lesen*, S. 31–2.

205 Vgl. Laclau, Ernesto: *New Reflections on The Revolution of Our Time*, S. 18.

Der quasi umgekehrte Fall, in dem sich Macht scheinbar verabsolutiert und sich damit verflüchtigt, wie Laclau und Zac aufzeigen, darf nicht als rein abstraktes Gedankenspiel, sondern als reale Ausformung der Macht betrachtet werden. Das besagt im Grunde: Je höher der Grad ihres Totalisierungseffekts, desto schwerer wird sie als solche wahrgenommen werden; m. a. W.: je universaler eine Macht, desto legitimer. Dies wird sich immer auch am leeren Signifikanten gewissermaßen »ablesen« lassen, indem er sich, aufgrund der Länge der Äquivalenzkette, scheinbar verflüchtigt und kaum mehr erkennbar sein wird – auf dies wird nochmals rekuriert werden.

Diese rudimentären Überlegungen zu einer basaleren Ontologie der Macht scheinen angesichts des Status von Laclaus Diskurstheorie, eine politische Theorie von Signifikation für das Seiende im Allgemeinen zu sein, zwingend, weil damit jeder Identität ein grundsätzlich politischer Charakter unterstellt wird.²⁰⁶ Eine Ontologie des Politischen wird unter dem Aspekt eines abwesenden letzten Grundes die dennoch notwendigen wenn auch kontingenten Gründungen qua Macht reflektieren, indem sie Laclaus These folgt, die da lautet: »[...] that the constitution of a social identity is an act of power and that identity as such *is* power [Hervorh. i. O].« Marchart zieht daraus den notwendigen Schluss: »Aus dieser Perspektive sind Identität, ›Sein‹ und Macht ein und dasselbe [...].«²⁰⁷ Die daraufbasierende politische Onto-Logik²⁰⁸, also eine politische Logik des Ontischen im Allgemeinen, wird nicht zwischen Macht und Hegemonie unterscheiden und sie als die Art und Weise betrachten, wie das Seiende gegründet wird. Diese unvermeidbaren Zwischenschritte erlauben es nun, das Moment der Unentscheidbarkeit und damit auch die Entscheidung angemessener zu rekonstruieren.

206 Vgl. Marchart, Oliver: *Die politische Differenz*, S. 213–6.

207 A. a. O., S. 216.

208 Vgl. Marchart, Oliver: *Thinking Antagonism*, S. 25.

2.2.4 Das Subjekt der Entscheidung als Subjekt der Macht

Wird die ermöglichende Passage, die Laclau skizziert, in der Überbrückung des Abstands zwischen einer strukturierten Unentscheidbarkeit und einer partikularen Entscheidung liegen, müssen dafür die entscheidenden Rollen des Antagonismus und der Macht expliziert werden. Die strukturierte Unentscheidbarkeit als der quasi Ausgangspunkt jeder Entscheidung lässt sich jetzt als ein Moment der Ohnmacht präzisieren, in welchem der Totalisierungseffekt der Macht bzw. ihre »hegemoniale Universalisierung« zumindest teilweise scheitert. Dadurch vermag das Wesen von Gesellschaft und Objektivität offenbar zu werden, nämlich immer schon *dis-loziert*, d. h. ent-gründet und unentscheidbar, und folglich auch kontingent zu sein, womit Macht als solche erfahrbar wird. Der nähere Umfang der strukturierten Unentscheidbarkeit entspricht im Wesentlichen dem dislozierten Feld und mag unterschiedliches Ausmaß annehmen, sogar an den Rand eines drohenden Kollapses jeder Ordnung treiben: das Moment der Krise, in dem Macht schließlich als illegitime erscheint, weil sie Gefahr läuft, die bisherige Ordnung nicht mehr aufrecht erhalten zu können.²⁰⁹ Ungeachtet des Ausmaßes werden bisweilen unterdrückte und ausgeschlossene Kräfte freigesetzt werden, die um die Besetzung des dislozierten Felds und damit um die Bestimmung dieses einen partikularen Inhalts der Entscheidung kämpfen. Genau das stellt den Kern jeder strukturierten Unentscheidbarkeit dar: »[...] what this principle of structural undecidability does mean is that if two different groups have taken different decisions, the relationship between them will be one of antagonism and power, since no ultimate rational grounds exist for their opting either way.« Insinuiert dieses Kräfteverhältnis noch einen Machtbegriff positiv ausgeformter Mächte, so muss dieses Verhältnis als eines um den Kampf um Macht verstanden werden, indem die Parteien danach trachten, Macht gleichsam zu inkarnieren – die folgenden Ausführungen werden dieses Verhältnis noch näher beleuchten. Fest steht, dass die sozialen Kräfte in einem antagonistischen Verhältnis zueinander stehen und sich jeweils unter dem Banner einer bestimmten Entscheidung als Träger eines partikularen Inhalts vereinen werden. Entlang der nun als Machtdimensionen verstandenen Dialektik zwischen dem Partikularen und dem

209 Vgl. Laclau, Ernesto/Zac, Lilian: *Minding the Gap*, S. 22.

Universalen, wird sich der je partikulare Inhalt freilich tendenziell entleeren, um ein universales Arrangement unterschiedlicher Identitäten unter sich zu einen; d. h. er wird sich in seiner Entleerung universalisieren. Schließlich bedarf die soziale Kraft, die letztendlich ihre bestimmte Entscheidung durchsetzt, mindestens zweierlei: Sie muss zum einen die hinreichende Legitimität besitzen, um überhaupt Ordnung zu garantieren und damit ferner Gesellschaft und Objektivität (wieder) herzustellen; zudem muss sie die konkreten opponierenden Kräfte gleichsam unterwerfen und auch unterdrückt halten, will sie auch weiterhin eine Schließung bewahren. D. h.:

[...] taking a decision can only mean repressing possible alternatives that are not carried out. In other words, that the ›objectivity‹ arising from a decision is formed, in its most fundamental sense, as a power relationship.²¹⁰

Unterdrückung darf hier weniger im willkürlichen oder missbräuchlichen Sinne als eher in Anlehnung an die psychoanalytische Verdrängung begriffen werden,²¹¹ als eine Form von Unterdrückung eben jener konkreten Alternativen, die sich im Machtkampf nicht durchsetzen konnten, mit dem aktuellen Arrangement nicht d'accord sind und von diesem auch nicht geduldet werden können:²¹² »By ›repression‹ we simply mean the external suppression of a decision, conduct or belief, and the imposition of alternatives which are not in line with them. An act of conversion thus means the repression of previous beliefs.«²¹³ Unterdrückung bedeutet freilich ein antagonistischer, d. h. ein vom Arrangement aus betrachteter zwar radikaler aber nie unbedingt irreversibler Ausschluss, weil keine Form der Schließung vermöge des Antagonismus je eine absolute sein wird, denn »[d]er Augenblick der ›letzten‹ Naht kommt nie.«²¹⁴

210 Laclau, Ernesto: *New Reflections on The Revolution of Our Time*, S. 30.

211 Vgl. Fink, Bruce: *Lacan to the Letter. Reading Écrits Closely*, Minneapolis: University of Minnesota Press 2004, S. 3.

212 Vgl. Laclau, Ernesto: *New Reflections on The Revolution of Our Time*, S. 31.

213 Ebd.

214 Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal: *Hegemonie und radikale Demokratie*, S. 121.

Diese hier nun dargelegte ontische Passage ist freilich kein freistehendes Konzept, als vielmehr, wie eingangs erwähnt, eine gar notwendige Limitierung der Unentscheidbarkeit und ihrer Entscheidung.²¹⁵ Der Unentscheidbarkeit selbst, die nicht nur die Ausweglosigkeit der Entscheidungsfindung darstellt, als vielmehr noch das Seiende von Grund auf konstituiert – die prinzipielle Dis-Lozierung oder Ent-Gründung –, kann freilich nicht entkommen werden: »Der Augenblick der Entscheidung bleibt sich selbst überlassen und ist nicht in der Lage, seine Gründe durch irgendein System von Regeln, die ihn transzendieren, aufzuweisen; [...]«. ²¹⁶ Somit bleibt auch der jeder Entscheidung inhärente Wahnsinn, trotz aller Limitierung, unvermeidbar, wie Laclau pointiert anmerkt: »Die höchste Form der Rationalität, die eine Gesellschaft je erreichen kann, ist die des regulierten Wahnsinns.« ²¹⁷ Dieser Wahnsinn drückt sich gewissermaßen in der notwendigen und doch unmöglichen Überwindung einer Abgründigkeit aus, die angesichts Dislozierung allerdings zwingend wird. Genauer gesagt muss es einer zwar bestimmten aber nichtsdestoweniger auf sich alleine gestellten Entscheidung gelingen, in das dislozierte und umkämpfte Feld zu intervenieren, und versuchen, dessen strukturelle Offenheit zu kitten. Laclau erkennt freilich, dass es sich hierbei um eine Situation handelt, die eines Supplements bedarf, ²¹⁸ und dessen Funktion es ist, eine Leerstelle oder Abwesenheit auszufüllen: ²¹⁹ »Irgendwo kann etwas nicht *von selbst* voll werden, sondern kann sich nur vervollständigen, wenn es durch Zeichen und Vollmacht erfüllt wird [Hervorh. i. O.]«. ²²⁰ Die hier von Laclau angewandte Supplementenlogik ist also dem dislozierten Arrangement geschuldet, dem es nicht möglich ist, seinen Mangel aus sich selbst heraus zu beheben. In den Worten Laclaus heißt das, dass »[...] die strukturelle Determination darin scheitert, ihr eigener Grund zu sein«, wonach sie »[...] durch kontingente Intervention supplementiert werden muß.« ²²¹ Der Begriff des Supplements gewinnt weiter an Kontur,

215 Vgl. Laclau, Ernesto: *Dekonstruktion, Pragmatismus, Hegemonie*, S. 134.

216 Ebd., S. 127.

217 Ebd., S. 134.

218 Vgl. a. a. O., S. 127–8.

219 Vgl. Derrida, Jacques: *Grammatologie*, S. 250.

220 Ebd.

221 Laclau, Ernesto: *Dekonstruktion, Pragmatismus, Hegemonie*, S. 127.

wenn Laclau scharfsinnig die Entscheidung selbst als Supplement identifiziert,²²² die gleichsam ein handlungs- und wirkungsmächtiges Subjekt evoziert: »Der Augenblick der Entscheidung [...] ist der Augenblick des Subjekts.«²²³ Dieses Subjekt zeichnet nun ein eigentümlicher ontologischer Status aus. Denn einerseits weist es eine gewisse Teilhabe am strukturellen Arrangement auf, wird es doch unmittelbar von der Entscheidung, ferner aber vom Moment der Dislozierung benötigt, d. h. das Subjekt befindet sich nicht außerhalb des strukturalen Arrangements.²²⁴ Formal betrachtet ist es selbst der Ort eines bestimmten dislozierten Felds, der Abstand strukturierter Unentscheidbarkeit und partikularer Entscheidung,²²⁵ das fehlende Puzzlestück, um die Ohnmacht zu kaschieren: »Subject equals the pure form of the structure's dislocation, of its ineradicable distance from itself.«²²⁶ Es hat also selbst die Gestalt eines Grundes,²²⁷ muss andererseits »[...] aber auf gewisse Weise selbstbestimmt sein, weil es sich auf nichts anderes als seine eigene Singularität gründen kann«²²⁸; d. h. es muss, aufgrund seiner Alleinstellung, gewissermaßen auch autonom vom strukturelem Arrangement sein.²²⁹ Im Subjekt drückt sich demnach selbst die grundlegende Paradoxie eines abwesenden letzten Grundes aus, der damit die dennoch notwendigen und kontingenten Gründungen ermöglicht. In dieser Doppeldeutigkeit ist das Subjekt zu verstehen: In gewisser Weise muss es zum einen das »Machtvakuum« füllen, d. h. die strukturelle Dislozierung aufheben, indem es Grund ist; zum anderen kommt ihm aber selbst die Funktion einer Zustellung von Gründen zu, womit es ebenso das Sein des Grundes »sein«, es gleichsam inkarnieren muss. Das Subjekt muss letzten Endes so etwas wie ein mit Vollmacht bzw. *Omni-potenz* erfülltes Subjekt sein, das in seiner Gewährleistung von Gründen zugleich sein eigener Grund »ist«. Was sich in dieser paradoxen Selbstbezogenheit des Subjekts der Entscheidung zunächst widerzuspie-

222 Vgl. ebd., S. 127–8.

223 Ebd., S. 127.

224 Vgl. Laclau, Ernesto: *New Reflections on The Revolution of Our Time*, S. 30.

225 Vgl. ebd.

226 Ebd., S. 60.

227 Vgl. ebd., S. 30.

228 Laclau, Ernesto: *Dekonstruktion, Pragmatismus, Hegemonie*, S. 128.

229 Vgl. Laclau, Ernesto: *New Reflections on The Revolution of Our Time*, S. 30.

geln scheint, ist das Äußerste der Metaphysik, wie es bereits Heideggers Nietzsche-Lektüre zutage fördert.

Heideggers seinsgeschichtliche Interpretation Nietzsches entlarvt das Denken dieses, so Heidegger, letzten Metaphysikers als eine zu Ende gedachte Metaphysik der Subjektivität, die in den Begrifflichkeiten des Willens zur Macht und der ewigen Wiederkehr des Gleichen kulminiert.²³⁰ Vor dem Hintergrund der abgeschafften metaphysischen Unterscheidung des »ans sich Wahren« und des lediglich »Scheinbaren«, zeichnet diese Subjektivität ein Wahrheitsbegriff aus, der Wahrheit auf ein bloßes Für-wahr-halten zurückführt, das ursprünglichen Befehlscharakter besitzt und dergestalt für die Beständigkeit und Verfestigung der Seiendheit sorgt.²³¹ M. a. W. ist das Wahre nur ein Für-wahr-Gehaltenes auf Basis eines letztinstanzlichen Befehls. Die Parallele zwischen Nietzsches Wahrheitsbegriff und der diskutierten Unentscheidbarkeit/Entscheidung wird nicht nur dann augenfällig, wenn wir uns Derridas Ausführungen ins Gedächtnis rufen, dass nämlich die Entscheidung selbst »[...] als der ursprüngliche Akt eines Befehls, eines *fiat*, eines Dekrets [Hervorh. i. O.] [...]«²³² verstanden werden kann. Mehr noch zeigt sie sich in Heideggers Frage nach der Maß-Gabe und Richtungsweise dieses Befehls des Für-wahr-haltens, also nach dessen Letztinstanz, die angesichts eines abwesenden letzten Grundes nur aus sich selbst heraus gegeben sein kann.²³³ Erst hier gewinnt Heideggers Dekonstruktion von Nietzsches Begrifflichkeit des Willens zur Macht an Bedeutung:

Was versteht Nietzsche selbst unter dem Wort »Wille zur Macht«?
Was heißt Wille? Was heißt Wille zur Macht? Diese zwei Fragen
sind für Nietzsche nur eine; denn Wille ist für ihn nichts anderes
als Wille zur Macht, und Macht ist nichts anderes als das Wesen

230 Heidegger, Martin: *Nietzsche II. Gesamtausgabe 6.2*, hg. v. B. Schillbach, Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann 1997, S. 9.

231 Vgl. Heidegger, Martin: *Nietzsche I. Gesamtausgabe 6.1*, hg. v. B. Schillbach, Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann 1996, S. 572.

232 Derrida, Jacques: *Die Schrift und die Differenz*, S. 65.

233 Vgl. Heidegger, Martin: *Nietzsche I*, S. 572.

des Willens. Wille zur Macht ist dann Wille zum Willen, d. h. Wollen ist: sich selbst wollen.²³⁴

Dieser Willen zum Willen scheint sich ebenso in Laclaus Subjekt der Entscheidung wiederzufinden, das sich in der Zustellung von Gründen zugleich selbst begründen muss. Indem Heidegger zu Recht die Macht als das eigentliche Wesen des Willens erkennt, spricht er – zumindest implizit – das aus, was Laclaus Subjekt der Entscheidung kennzeichnet, nämlich eine letztinstanzliche Selbstermächtigung, die freilich auf jene bereits diskutierte Omnipotenz schließen lässt. Neben ihrem Totalisierungseffekt besitzt die Macht also eine eigenartige und sie kennzeichnende Selbstbezogenheit, wie Heidegger bereits ausführt:

Zum Wesen der Macht gehört die Übermächtigung ihrer selbst. Diese entspringt der Macht selbst, sofern sie Befehl ist und als Befehl sich selbst zur Übermächtigung der jeweiligen Machtstufe ermächtigt. So ist die Macht ständig unterwegs »zu« ihr selbst, nicht nur zu einer nächsten Machtstufe, sondern zur Bemächtigung ihres reinen Wesens.²³⁵

Das Wesen der Macht zeichnet sich also durch das (Un-)Vermögen aus, sich selbst zu gründen und darin erst Grund zu geben, in sich (zu) gründen, d. h. eine »Ermächtigung zur Übermächtigung«²³⁶, letztlich eine Macht zur Macht.²³⁷ Totalisierungseffekt bzw. Zustellung von Gründen und Selbstbegründung gehen daher gemeinsam einher, was im Grunde besagt, dass das Subjekt der Entscheidung im Wesentlichen ein Subjekt der Macht ist.

Wie schon der Postfundamentalismus an den Rändern des Fundamentalismus zu verorten ist,²³⁸ so befindet sich auch der ins Äußerste der Metaphysik gedachte Willen zum Willen und Laclaus Subjekt an den Rändern der Metaphysik, ist doch der Glaube an eine letztendliche Über-

234 Ebd., S. 33.

235 Heidegger, Martin: *Nietzsche II*, S. 266.

236 A. a. O.

237 Vgl. ebd.

238 So die postfundamentalistische Selbstbeschreibung, vgl. Einleitung, S. 2.

windung der Metaphysik selbst eine metaphysische Figur.²³⁹ Für das postfundamentalistische Denken wird es daher immer einen untilgbaren und gar notwendigen metaphysischen Restbestand geben – einen »Willen zur Gründung«²⁴⁰ –, der gewissermaßen eine Handlungsfähigkeit und Wirkungsmächtigkeit insinuiert und so erst zum politischen Handeln motiviert.²⁴¹ Im Falle der Unentscheidbarkeit/Entscheidung stellt dieser Restbestand das Subjekt dar, das notwendig zur Entscheidung dazugehört und als handlungs- und wirkungsmächtig vorgestellt werden muss. Im Gegensatz zur Metaphysik bzw. zum Fundamentalismus, liegt die postfundamentalistische Pointe im Aufzeigen der Aporien, die jeder Letztbegründung inhärent sind, und die hier in Derridas Begriff des Supplements zum Ausdruck kommen. Davon zeugt auch jener Wahnsinn der Entscheidung, nämlich vom Paradox eines sich selbst ermächtigenden Subjekts, ferner von einer unmöglichen und doch notwendigen Letztbegründung.

Es rührt daher nicht von ungefähr, dass Laclau das supplementierende Subjekt der Entscheidung schließlich als eine Simulation Gottes bezeichnet²⁴² – wohlgermerkt eine Simulation von Omnipotenz –, in der sich ein unweigerlicher Wahnsinn ausdrücken muss:

Eine Entscheidung zu treffen heißt Gott verkörpern. Das bedeutet zu behaupten, daß jemand zwar nicht Gott ist, er jedoch so zu verfahren hat, als wäre er Er. Der Wahnsinn der Entscheidung ist dieser blinde Fleck in der Struktur, in dem etwas gänzlich Verschiedenartiges der Struktur – und in Folge auch völlig inadäquates – sie nichtsdestotrotz supplementieren muß.²⁴³

Diese Simulation Gottes lässt sich in ganz ähnlicher Weise mit Marcharts Subjekt des Als-Ob wiedergeben.²⁴⁴ So darf zunächst die gewöhnliche Selbsteinschätzung, dass wir uns im Alltag als handlungs- und entscheidungsfähig erfahren, nicht über das psychoanalytisch informierte Subjekts

239 Vgl. Marchart, Oliver: *Die politische Differenz*, S. 21.

240 Vgl. Marchart, Oliver: *Thinking Antagonism*, S. 146.

241 Vgl. ebd., S. 145–6.

242 Vgl. Laclau, Ernesto: *Dekonstruktion, Pragmatismus, Hegemonie*, 128.

243 Ebd., 128.

244 Vgl. Vgl. Marchart, Oliver: *Thinking Antagonism*, S. 143–7.

des Mangels hinwegtäuschen,²⁴⁵ das entlang der bisherigen Ausführungen immer schon als ein dis-loziertes, ent-gründetes oder ver-rücktes Subjekt vermöge der Abwesenheit des Seins – ähnlich dem Realen Lacans²⁴⁶ – umschrieben werden kann. Weit vom voluntaristischen Irrglauben entfernt, man könnte politische Umwälzungen, letztlich das Momente der Unentscheidbarkeit und seine Entscheidung, durch schieren Willen heraufbeschwören, ist hier vielmehr das Phantasma der eigenen Potenz und Entscheidungsmacht zugange. Vereinfacht gesagt, handeln und agieren wir in den meisten Fällen so, als ob es unserem freien Willen entsprechen würde.²⁴⁷ Demnach müssen wir, Laclau zufolge, so tun, als ob wir Gott wären, indem wir uns der Einbildung einer souveränen Entscheidungsmacht hingeben, uns somit dem Wahnsinn stellen und den »blinden Fleck in der Struktur«, d. h. den unüberbrückbaren Abstand zwischen Unentscheidbarkeit und Entscheidung, zu überwinden wagen. Hinter diesem Phantasma verbirgt sich freilich das Versprechen auf eine Fülle, das Imaginäre im Lacan'schen Sinne, das ein uniformierendes Bild der Unversehrtheit verspricht.²⁴⁸ Angesichts der konstitutiv dis-lozierten Verfasstheit jeder Identität bleibt die Erfüllung dessen zwar ein unerreichbares Unterfangen, das nichtsdestoweniger stets angestrebt werden muss, soll sich so etwas wie Gesellschaft und Objektivität, ein Totalisierungseffekt, einrichten.

Vor diesem Hintergrund wird das Subjekt der Entscheidung bzw. der Macht, aufgrund des selbstgründenden Charakters der Entscheidung, eher i. S. des psychoanalytischen Subjekts des Mangels zu verstehen sein,²⁴⁹ ein Subjekt der Ohnmacht, das in immerzu zum Scheitern verurteilten Prozessen der Identifikation versucht, einen konstitutiven Mangel zu überwinden, um eine nie zu erreichende Fülle zu erlangen.²⁵⁰ Das Subjekt ist sonach ein vermöge von Identifikationsprozessen auszufüllender Grund entlang der Machtdimensionen des Partikularen und Universalen. Im

245 Vgl. Stavrakakis, Yannis: *Lacan and the Political*, London & New York: Routledge 1999, S. 130.

246 Vgl. ebd.

247 Vgl. Marchart, Oliver: *Thinking Antagonism*, S. 145.

248 Vgl. Lang, Hermann: *Strukturelle Psychoanalyse*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1999, S. 18.

249 Vgl. Laclau, Ernesto: *Dekonstruktion, Pragmatismus, Hegemonie*, 138.

250 Laclau, Ernesto: *Emanzipation und Differenz*, S. 134–5.

partikularen Inhalt der Entscheidung wird sich die abwesende Fülle des Subjekts, sein universales Moment, selbst widerspiegeln, indem er zur Projektionsfläche von Identifikation wird und ein Versprechen nach vermeintlicher Fülle geben muss:²⁵¹ »The lack is precisely the locus of the subject, whose relation with the structures take place through various processes of identification (in the psychoanalytical sense).« Genauer heißt das, dass sich der partikulare Inhalt gegenüber dem antagonistischen Ausschluss entleeren muss, um somit so etwas wie die abwesende Fülle des Seins zu repräsentieren, in die sich die dislozierten Elemente einschreiben²⁵² und zu Äquivalenzketten zusammenschließen können. Der Mindestanspruch an den partikularen Inhalt der Entscheidung besteht also darin, eben genau jenes dislozierte Feld und seine Elemente gewissermaßen »wörtlich« zu repräsentieren,²⁵³ wonach eine kontingente Naht, also eine prekäre ontische Schließung, geschaffen, d. h. nichts anderes als Hegemonie und Gründung hergestellt wird. Das Subjekt der Entscheidung und damit sein zugestellter Grund werden von der bestehenden Struktur reabsorbiert, womit auch freilich das Subjekt verschwindet und zur struktural determinierten Subjektposition wird.²⁵⁴ Die Entscheidung, die dem höchst politischen Moment der Unentscheidbarkeit entsprungen ist, wird schließlich selbst zur (neuen) Regel und Teil des Sozialen, wodurch ein Vergessen ihrer politischen Gründungsakte und ein Verbergungseffekt einsetzt. Das vormals dislozierte Arrangement sedimentiert sich:

Insofar as an act of institution has been successful, a ›forgetting of the origins‹ tends to occur; the system of possible alternatives tends to vanish and the traces of the original contingency to fade. In this way, the instituted tends to assume the form of a mere objective presence. This is the moment of sedimentation. It is important to realize that this fading entails a concealment.²⁵⁵

251 Vgl. Laclau, Ernesto: *New Reflections on The Revolution of Our Time*, S. 62–3.

252 Vgl. ebd.

253 Vgl. ebd., S. 63–4.

254 Vgl. ebd., S. 61.

255 A. a. O., S. 34.

Doch neben diesem Mindestanspruch birgt der partikulare Inhalt immer auch weiteres Potential zur Universalisierung. Denn seine grundsätzliche Ambiguität, immer auch universal zu sein, bedeutet ja letztlich, ein zwar nie erfüllbares Versprechen von Fülle dennoch in Aussicht zu stellen, das sich in seinem stets metaphorischen oder gar mythischen Charakter ausdrücken wird.²⁵⁶ Aufgrund dessen wird sich der Inhalt auch niemals semantisch sättigen und bleibt daher immerzu unvollständig,²⁵⁷ was es dislozierten Elementen aus anderen destrukturierten Arrangements grundsätzlich erlaubt, sich ebenso darin einzuschreiben. Doch dieser Umstand erweist sich als zweischneidiges Schwert, der in der Entleerung des Machtbegriffs bereits angedeutet wurde. Gewiss ist es für jeden hegemonialen Kampf vorteilhaft, dass sich die partikularen Inhalte bestimmter Machtbestrebungen universalisieren und von breiten Teilen der Gesellschaft mitgetragen werden, wenn bspw. der Signifikant »Arbeiterkampf« zur Einschreibungsfläche weiterer Formen eines Befreiungskampfes gegen »das Regime« wird.²⁵⁸ Dieser hegemoniale Sieg hat aber seinen Preis, weil im Zuge weiterer Einschreibungen der partikulare Inhalt Gefahr läuft, derart entleert zu werden, dass sein ursprünglicher Inhalt, bspw. konkrete Forderungen seitens Arbeiter, dadurch zu verblassen oder gar zu verschwinden droht.²⁵⁹ Diskurstheoretisch heißt das: je länger die Äquivalenzkette, desto leerer der Signifikant, der die Kette repräsentiert. Laclau bringt diese Paradoxie wie folgt auf den Punkt: »Somit tendiert die hegemoniale Operation – gerade *aufgrund* ihres Erfolgs – dazu, ihre Verkettung mit der Kraft, die ihr ursprünglicher Gründer und Nutznießer war, zu brechen [Hervorh. i. O.]«²⁶⁰ Diese stets potentielle Entleerung des Inhalts geht zwar aus seinem prinzipiell metaphorischen Charakter hervor, darf aber nicht von der ontologischen Funktion ablenken, eine abwesende Fülle repräsentieren zu müssen. Im partikularen Inhalt wird sich stets jener eigentümliche Status des Subjekts der Entscheidung widerspiegeln, weder völlig vom Strukturellen Arrangement losgelöst zu sein, noch mit

256 Vgl. ebd., S. 62–3.

257 Vgl. ebd.

258 Vgl. Laclau, Ernesto: *Emanzipation und Differenz*, S. 76–7.

259 Vgl. ebd.

260 Ebd., S. 77.

dem dislozierten Feld zu koinzidieren, gilt es doch gerade letztes zu gründen. Je mehr sich der partikulare Inhalt zu universalisieren vermag, desto gelöster und distanzierter wird er sowohl aus der Warte des dislozierten Felds als auch aus jener der sedimentierten Objektivität sein. D. h. er wird generell immer schon außerhalb seiner »eigenen« Strukturen wahrgenommen werden, was im Grunde nichts anderes bedeutet, als dass die konkreten politischen Forderungen bestimmter Nutznießer, egal ob nun jene der Subalternen oder der herrschenden Elite, gewissermaßen immer schon außerhalb derer gelegen sind.²⁶¹ Genau genommen besteht kein eindeutiges Maß zwischen dem dislozierten Feld, das es zu hegemonisieren gilt, und die dafür vorgesehene (neue) Ordnung, die eine Schließung verspricht.²⁶² Dies scheint im Grunde die wesentliche Voraussetzung dafür zu sein, dass sich das metaphorische Moment eines partikularen Inhalts radikalisiert, womit der sich entleerende und partikulare Inhalt dazu tendiert, zum Mythos zu werden: »By myth we mean a space of representation which bears no relation of continuity with the dominant ›structural objectivity‹.«²⁶³ Jedes hegemoniale Verhältnis besitzt daher mythischen Charakter und ist eine stete Gratwanderung zwischen ihrem partikularen Inhalt und ihrer Tendenz, über den eigenen Mythos hinauszuwachsen. Überwiegt zu sehr sein partikulares Moment, dann wird es auch nicht möglich sein, unterschiedliche Kräfte zu bündeln und ein disloziertes Feld zu hegemonisieren; dominiert hingegen die universale Dimension, indem sich eine Unmenge an Elemente in den partikularen Inhalt einschreibt und es gleichsam zu viel Identifikation mit ihm gibt, entsteht daraus weit mehr als nur ein Mythos,²⁶⁴ nämlich schlussendlich das, was Laclau einen imaginären Horizont nennt:²⁶⁵ »[T]he moment of representation of the very form of fullness dominates to such an extent that it becomes the unlimited horizon of inscription of *any* social demand and any possible dislocation. In such an event, myth is transformed into an imaginary [Hervorh. i. O.]«²⁶⁶ Als Modus des Versprechens einer unerreich-

261 Vgl. Laclau, Ernesto: *New Reflections on The Revolution of Our Time*, S. 64–5.

262 Vgl. ebd., S. 65.

263 Ebd., S. 61.

264 Vgl. ebd., S. 66–7.

265 Vgl. ebd., S. 64 u. 78–9.

266 Ebd., S. 64.

baren Fülle befindet sich der imaginäre Horizont nicht nur außerhalb jedweder Dislozierung; vielmehr noch muss er jenseits der Objektivität selbst gelegen sein, eben weil er dieses Versprechen letzten Endes nicht einlösen kann.²⁶⁷ Er ist daher ein »gescheitertes« Objekt oder ein Quasi-Objekt, das letztlich den Rahmen der Objektivität selbst absteckt.²⁶⁸ »The imaginary is a horizon: it is not one among other objects but an absolute limit which structures a field of intelligibility and is thus the condition of possibility for the emergence of any object.«²⁶⁹ Streng ontologisch gelesen ist es ihm vermöge seiner Distanz zum konkreten Inhalt und zu jeder Form der Einschreibung aber möglich, jene vermeintliche Fülle, d. h. jede nur erdenkliche Art sozialer Gründung, in Aussicht zu stellen: »[...] the general form of fullness is exactly equivalent to the general form of possibility.«²⁷⁰ Das Wesen des imaginären Horizonts scheint demzufolge in einem radikalen Indeterminismus zu liegen, in ihm jedwede Form von Möglichkeit zu erkennen, die sich allerdings nicht in der strikten Ausklammerung von Determiniertheit ausdrückt: »this would consist of an operation that could only be conceivable on the basis of fullness of the category of ›determination‹ and would thus leave the latter intact«²⁷¹. Da der imaginären Horizonts jenseits der Objektivität liegt und daher nicht unmittelbar repräsentiert werden kann, wird sich seine Präsenz, d. h. sein wesentlicher Indeterminismus, in der allumfassenden Subversion jedweden Determinismus offenbaren, also letztlich in Form von Dislozierung: »[...] through a subversion of all determination, that is through the assertion of its presence in a context that destroys its own possibility. That is exactly what we have termed dislocation.«²⁷² Der imaginäre Horizont als das Phantasma schierer Möglichkeit gestattet es also, die sedimentierte Objektivität selbst als kontingent wahrzunehmen, indem sie gleichsam eine Überfülle an Sein repräsentiert gegenüber dem gegenwärtigen Arrangement. Letzten Endes entspricht der imaginäre Horizont im Kern einem positiv imaginierten konstitutiven Außen, das Moment radikaler Negati-

267 Vgl. ebd.

268 Vgl. ebd.

269 Ebd., S. 64.

270 Ebd., S. 79.

271 Ebd.

272 A. a. O.

vität im Gewand scheinbar unbegrenzter Möglichkeiten, das sich in ihrer Unbestimmtheit dadurch äußern wird, jedwede Identität von Grund auf als dis-loziert wahrzunehmen; eine Wahrnehmung und Erfahrbarkeit, die sich freilich nur vermöge des Antagonismus offenkundig wird. Der imaginäre Horizont als anscheinend endloser Fundus an Gründungsmöglichkeiten wird sich folglich in bestimmten antagonistischen Verhältnissen konkretisieren müssen, womit es wiederum der Betonung des partikularen Pols jeder hegemonialen Formation bedarf. Der Kreis des Politischen scheint sich somit zu schließen.

Es sei abschließend kurz vermerkt, dass im Grunde kein Unterschied darin besteht, ob der stete Entzug des Seins als eine Art produktiver Mangel, wie im Falle des konstitutiven Außen, oder eben als schiere Überfülle, wie in Form des imaginären Horizonts, konzipiert wird – eine Ontologie des Mangels oder eine des Überschusses.²⁷³ Sowohl Mangel als Überschuss sind, wie Laclau dahingehend anmerkt, die beiden Seiten ein und derselben Medaille eines einzigartigen ontologischen Zustands: »It is because there is lack, conceived as deficient being, that excess becomes possible.«²⁷⁴ Im Grunde gilt letzten Endes daher: »fullness and emptiness in fact become synonymous.«²⁷⁵

2.3 Schlussfolgerungen: Vorläufige Rekonstruktion einer Ontologie des Politischen

Wie die dargelegte Rekonstruktion der Unentscheidbarkeit/Entscheidung verdeutlicht, orientiert sich Laclau an der ontologischen Differenz, wenn er auf eine ontologische Funktion verweist, die von ihrem ontischen Inhalt unterschieden werden muss – der Unterschied, in dem beide Seiten zwar radikal getrennt und dennoch aufeinander verwiesen bleiben. Das Ontologische gilt dabei immer als Ermöglichung und zugleich

273 Vgl. Marchart, Oliver: *Thinking Antagonism*, S. 61.

274 Laclau, Ernesto: *The future of radical democracy*, in: *Radical Democracy. Politics between abundance and lack*, hg. L. Tønder u. L. Thomassen, Manchester & New York: Manchester University Press 2005, S. 256.

275 Laclau, Ernesto: *The Rhetorical Foundations of Society*, S. 130.

Verunmöglichung des Ontischen. Letztem trägt Laclau nicht nur angemessenen Rechnung, als er damit dem Politischen einen Weg zur Vorrangigkeit gegenüber dem Philosophischen ebnet, bleibt doch das rein Ontologische leer, wenn es nicht auf seinen konkreten Inhalt hin konzipiert wird. Dabei kommt den unterschiedenen Begriffspaaren des Singulären/Absoluten und Partikularen/Universalen eine maßgebende Rolle zu, weil sie die Eckpfeiler darstellen, anhand deren sich die Dimension des Ontologischen und des Ontischen, genauer genommen eine Ontologie des Politischen und eine politische Onto-Logik konzipieren lassen. Während mit dieser ontisch-ontologischen Unterscheidung Laclaus Hegemonie- und Diskurstheorie seine onto-logische Ausformulierung hin zur Logik der Differenz und Äquivalenz erfährt, gestattet sie das ontische Gründungs-moment der Unentscheidbarkeit/Entscheidung auf eine Ontologie des Politischen hin auszulegen.

Der unterschiedenen Begriffspaare folgend ist das Moment der Unentscheidbarkeit weder ein absolutes, noch wird die Entscheidung ausschließlich eine solche vermöge ihrer Singularität sein. Obwohl der Aporie der Unentscheidbarkeit nicht entkommen werden kann – die Unentscheidbarkeit ist das Wesen der Entscheidung –, eröffnet Laclau gleichwohl eine prekäre Passage, indem er das Moment der Unentscheidbarkeit und seine Entscheidung limitiert. Die Unentscheidbarkeit ist immer eine strukturierte hinsichtlich ihres faktischen Kontextes, während die sich daraus ergebende Entscheidung je eine solche vermöge ihrer inhaltlichen Bestimmtheit sein wird. Die mittels Limitierung nun präzierte Passage entspricht demnach dem Abstand vom Moment strukturierter oder universaler Unentscheidbarkeit hin zur partikularen Entscheidung. Struktural betrachtet kann am Abstand selbst ein Ausbleiben eines Grundes abgelesen werden: eine Art Kluft entlang der Dimensionalität von Partikularen/Universalen, die das dislozierte Feld darstellt, das es mit der Entscheidung zu gründen gilt. Wird dabei berücksichtigt, dass jede Entscheidung und jeder Gründungsakt letztlich immer auf Macht beruht, dann bedarf es eines angemessenen Machtbegriffs, der nicht nur jene Dimensionalität widerspiegelt, sondern Gesellschaft und Objektivität grundsätzlich als von Macht durchdrungen erfasst. In Anknüpfung an Laclau und Zacs Überlegungen zur Macht darf ein fundamentaler Machtbegriff for-

muliert werden, demzufolge Seiendes streng als von Macht durchwirkt verstanden werden kann. Anhand des Begriffs der Omnipotenz wurde versucht aufzuzeigen, dass die ontologischen Grenzfiguren des Singulären und Absoluten im Wesentlichen zusammenfallen und erst in ihrer ontologischen Differenzierung hin zum Partikularen und Universalen die Dimensionalität der Macht ermöglichen, um sie in ihrer Uneingeschränktheit zugleich zu unterbinden. Ontische Macht, nun verstanden als eine sich universalisierende Partikularität, kann es nur geben, wenn ihr ontologisches Pendant, also Omnipotenz i. S. einer sich verabsolutierenden Singularität – im Grunde nichts anderes als Sein –, unerreichbar bleibt. Der Macht wohnt sonach ein Moment der Ohnmacht inne vermöge dessen sie überhaupt erst sein kann – etwas, das ihren Totalisierungseffekt (ihr stetes Transzendieren) selbst noch übersteigt. Da sich Macht deshalb nie absolut einrichten kann, erscheinen auch Gesellschaft und Objektivität von einem konstitutiven Mangel durchzogen, nie zur Gänze und allumfassend gegründet werden zu können. Dabei kommt dem Antagonismus die entscheidende Rolle zu, diesem ontologischen Mangel Rechnung zu tragen. Denn was er ins Innere des sozialen Relationsraumes faltet, ist ein Moment radikaler Negativität, genauer gesagt, das Moment radikaler Negativität schlechthin, nämlich der konstitutive Ausschluss von Omnipotenz. Was er also unter negativen Vorzeichen nach innen stülpt, ist die ontologische Dimensionalität des Singulären und Absoluten, die erst den sozialen Raum der Macht entlang des Partikularen und Universalen schafft. Folglich kann jede Identität insofern als Ausdruck von Macht begriffen werden, als sie immer auch die der Macht inne wohnende Ohnmacht aufweisen wird. Jede Identität muss demzufolge als konstitutiv gespalten betrachtet werden, indem sie immer auch die Ohnmacht, als Ermöglichung und zugleich Verunmöglichung von Macht, ausdrückt. D. h., dass jede Identität grundsätzlich unentscheidbar ist: Sie besitzt einerseits einen jeweiligen partikularen Inhalt, der in der Logik der Differenz ausgedrückt wird; zugleich bleibt sie aber auf das Seiende in dessen uneinholbaren Gesamtheit verwiesen, das als konstitutives Außen – letztlich die Ausklammerung von Omnipotenz und Sein im weiteren Sinne – gedacht werden kann, wonach ihr andererseits auch immer ein Moment der Negativität eigen ist, das sich in der Logik

der Äquivalenz ausdrückt. Jede Identität besitzt neben ihrem sie positiven bestimmenden Inhalt also immer auch ein Moment der Negativität, »ein Nichts, das Differenzen zugleich verbindet und subvertiert [Hervorh. i. O.]«²⁷⁶, wonach Negativität selbst reale Existenz gewinnt²⁷⁷ – »letztlich die Präsenz des Realen«²⁷⁸ im Lacan'schen Sinne, also das Sein, das in seinem Entzug doch anwesend »ist«. Somit ist jedwede Identität von Grund auf *dis*-loziert, *ent*-gründet, *ver*-rückt, etc., also im Wesentlichen temporalisiert, was erst ein »Anhalten« dieser grundlegenden Temporalisierung erlaubt: eine Gründung des Seienden i. S. v. Macht. Diskurstheoretisch formuliert wird es innerhalb des vom Antagonismus geschaffenen Relationsraums einer Identität partikularen Inhalts obliegen, die Funktion der Gründung zu übernehmen, indem sie sich tendenziell entleert und dadurch universalisiert, um die unmöglich zu erreichende Fülle des Seins zu repräsentieren. Insofern überhaupt Macht i. S. der Gründung und Ordnung erst her- und sichergestellt werden muss, damit ferner Gesellschaft und Objektivität repräsentiert werden können, wird der konkrete Inhalt der Macht zunächst stets nachrangig sein. Dergestalt wird sich Macht immer schon als eine bestimmte Ordnung etabliert haben. Der Machtkampf ist daher weniger als Kampf unterschiedlicher »Mächte« zu verstehen, als vielmehr der Kampf *um* Macht, d. h. um deren konkreten Inhalt, also letzten Endes ein Kampf um Hegemonie.

Entlang dieser rudimentären Machtkonzeption lässt sich nun das Moment der Dislozierung bzw. der strukturierten Unentscheidbarkeit als jene Situation betrachten, in welcher der Totalisierungseffekt einer partikularen Macht teilweise versagt, Gesellschaft und Objektivität in deren Gesamtheit zu gründen – ein sich abzeichnendes Moment der Ohnmacht. Indem unterschiedliche Kräfte um den partikularen Inhalt der Entscheidung kämpfen, die das Moment der Unentscheidbarkeit zwingend fordert, wird die grundsätzliche *Dis*-Loziertheit jeder Identität und ferner gar das Ausbleiben des Seins preisgegeben, das sich quasi in dessen »Multidimensionalität« bekundet: eine Erfahrung der Kontingenz, Sei-

276 Marchart, Oliver: *Die politische Differenz*, S. 196.

277 Vgl. Laclau, Ernesto: *Dekonstruktion, Pragmatismus, Hegemonie*, S. 165.

278 Marchart, Oliver: *Die politische Differenz*, S. 196.

endes immer auch anders gründen zu können. Dieser Kampf um Macht in Form konfligierender Inhalte und Gruppen ist nichts anderes, als der Antagonismus in seiner ontischen Ausprägung, der letztlich das Ausbleiben jedweder eindeutigen Letztinstanz und zugleich aber auch die Art und Weise offenbart, wie jedwede Ordnung eingerichtet und das Seiende ge- bzw. entgründet wird.

Diese ontisch-ontologische Doppelrolle des Antagonismus tritt dann weiter zutage, wenn der eigenartige Status der Entscheidung betont wird: Einerseits wird eine Entscheidung vom dislozierten Arrangement benötigt, andererseits muss sie in gewisser Weise unabhängig davon sein, weil sie sich auf nichts anderes, als auf ihre eigene Singularität berufen kann. Sie befindet sich gewissermaßen immer schon außerhalb jedweden Arrangements und bleibt dennoch auf die zur Disposition stehende Dislozierung notwendig bezogen. Dieses Paradox einer sozusagen »unabhängigen Bezogenheit« überträgt sich auf das von der Entscheidung evozierte Subjekt und wird darin weiter zugespitzt. In seiner ontologischen und supplierenden Funktion entspricht das Subjekt der Entscheidung dem Willen zum Willen, in dem sich das Wesen der Macht selbst bekundet, nämlich in der letztinstanzlichen Selbstermächtigung omnipotent zu sein, d. h. sich selbst Grund zu geben, das Sein gleichsam zu inkarnieren. Dergestalt mutet das Subjekt der Entscheidung scheinbar unabhängig vom ontischen Arrangement an. Aufgrund der grundsätzlichen Uneinholbarkeit von Sein/Omnipotenz, wird sich das Subjekt der Entscheidung allerdings nur kraft des konstitutiven Ausschlusses dessen, d. h. antagonistisch, entlang der Machtdimension einer sich universalisierenden Partikularität konstituieren. Konkreter heißt das, dass sich das Subjekt der Entscheidung immer als bestimmtes Subjekt manifestiert, dessen Bestimmtheit vom partikularen Inhalt der Entscheidung selbst und überdies vom Ausschluss und von der Unterdrückung faktischer Entscheidungsalternativen herrührt. Darin drückt sich schließlich die Bezogenheit des Subjekts zum Ontischen aus. D. h., dass sich eine auf Basis von Entscheidungen gegründete Ordnung zwar im radikalen Ausschluss von Sein/Omnipotenz konstituiert; sie wird aber im Konkreten immer eine sein, die sich kraft ganz bestimmter Ausschlüsse und Unterdrückungsformen einrichtet und sich derart definiert. Der Erfolg einer partikularen Entscheidung,

nämlich die (Wieder-)Herstellung und Wahrung von Gesellschaft und Objektivität, hängt schließlich vom Grad der Unterdrückung opponierender Kräfte ab, wonach es auf ontischer Ebene freilich profaner Machttechniken bedarf, eben jene Kräfte möglichst in Schach zu halten, die die Ordnung zu unterminieren drohen. Vielmehr aber noch wird sich das Wesen der Macht im Subjekt der Entscheidung selbst ausdrücken, indem es ihm scheinbar gelingt, den Grund seiner selbst und damit die Entscheidung als Grund zu zustellen. M. a. W. muss sich das Subjekt der Entscheidung als letzte und allgemeingültige Instanz präsentieren und derart etablieren – es muss ihm in gewisser Weise gelingen *Causa sui* und zugleich *prima Causa* zu sein. Je eher es dazu in der Lage ist, sich selbst als letzter »wahrer« Grund und mithin auch als alternativlos darzustellen, desto unterdrückter und ausgeschlossener ist auch jedwede konfligierende Alternative zu ihm, und desto erfolgreicher und umfassender die Gründung.

Diese zweifache Funktion des Subjekts, mit der Entscheidung sowohl Grund zu zustellen als auch seinen eigenen Grund zu inkarnieren, äußert sich im Versprechen nach vermeintlicher Fülle, das sich im partikularen Inhalt der Entscheidung selbst widerspiegeln wird. Indem dieser sich entleert, stellt er immer mehr dar als seinen partikularen Inhalt, nämlich eine abwesende Fülle, und dient somit als Projektionsfläche von Identifikation, in die sich die dislozierten Elemente einschreiben und zu Äquivalenzketten zusammenschließen können. Wird ein gewisser Mindestanspruch zur Gründung erfüllt, nämlich die dislozierten Elemente gleichsam »wörtlich« zu repräsentieren, tritt bereits der Effekt der Sedimentierung ein: Das dislozierte Feld wird von Gesellschaft und Objektivität reabsorbiert, womit die bestehende Ordnung teils adjustiert wird. Wohlgermerkt folgt dem Moment der Unentscheidbarkeit freilich kein radikaler Umbruch, sondern ein »Ruck« innerhalb der Ordnung – Dis-Lozierung i. S. d. Ver-Rückung –, eine partielle Verschiebung der um Macht ringenden Kräfteverhältnisse innerhalb der Gesellschaft, wie es bereits Gramscis Begriff des Stellungskriegs nahelegt. Die sich sedimentierende Entscheidung, die qua Unentscheidbarkeit vormals selbst noch jeder Regel zu entkommen suchte, wird nun selbst zur (neuen) Regel. Mit dem Moment der Institutionierung geht folglich ein Verbergungseffekt einher, der das Moment der Institutionierung selbst und damit die alternativen Gründungsversuche, die

dadurch offenbarte Kontingenz, sowie die grundlegende Dimension von Macht und Antagonismus unterdrückt und dazu gleichsam nötigt, diese zu vergessen, soll Objektivität und Gesellschaft sichergestellt und dauerhaft gewährt werden. Dahingehend erweist sich eine Regel als gültiger und wirkungsmächtiger, je weniger sie an ihr instituierendes Moment erinnert, d. h. durch kontingente Intervention gestört wird.

Der entscheidende Gedankenschritt zu einer Ontologie des Politischen erschließt sich abermals aus dem eigenartige Status des Subjekts, immer schon außerhalb des Ontischen gelegen und dennoch darauf bezogen zu sein. Er rührt freilich von der Natur des Seins her, sich in der Zustellung von Gründen zu entziehen. Da das Subjekt und mit ihm die Entscheidung letzten Endes versucht, das Sein selbst zu präsentieren, wird ihm dieses Charakteristikum bis zu einem gewissen Grad selbst zukommen. Doch während das Sein grundsätzlich uneinholbar bleibt, muss sich das Subjekt selbst konstituieren, d. h. sich selbst Grund geben, womit es im Wesentlichen in den Einzugsbereich des Ontischen fällt. Das Subjekt der Entscheidung kann daher nicht nur als ein metaphysisches Subjekt sondern als ein Subjekt der Macht verstanden werden, weil sich in ihm der selbstermächtigende Wille zum Willen, also nichts anderes als das Wesen der Macht ausdrückt. Demnach darf die These formuliert werden, dass die Verbergung wesentlich zur Macht selbst gehört. Denn im instituierenden Moment der Unentscheidbarkeit/Entscheidung, das gleichsam dieses zur Selbstermächtigung genötigte Subjekt heraufbeschwört, tritt infolge erfolgreicher Gründung der Effekt eines Sich-Selbst-Verbergens ein, wie es auch am sich entleerenden Signifikanten abgelesen werden kann, der die Gründungsfunktion übernimmt: je länger die Äquivalenzkette, desto leerer der Signifikant, der die Kette repräsentiert. M. a. W. erweist sich mit Zunahme der Äquivalenz eine hegemoniale Operation umfangreicher und kompletter, wonach auch die Gründung scheinbar absoluter erscheint. Darin spiegelt sich jene von Laclau und Zac aufgezeigte Verflüchtigung der Macht, die sich mit einem verabsolutierenden Totalisierungseffekt einstellen würde.²⁷⁹ Vielmehr noch darf für den Grundmodus sedimentierter Praktiken vermutet werden, dass nicht nur das Signifikat, also der Bedeutungsinhalt des sich entleerenden Signifikanten, zu

279 Vgl. Kap. 2.2.2, S. 29.

verschwinden droht, als mehr noch der Signifikant selbst noch kaum zu erkennen ist: der Fall, in dem sich die Sedimentierung derart vervollständigt, dass die ursprüngliche Dimension ihrer Instituierung scheinbar völlig verschwindet und Gesellschaft und Objektivität als reine Präsenz erscheinen.²⁸⁰ Diskurstheoretisch formuliert wird die Gesamtheit sedimentierter Praktiken lediglich in ihren positiven Identitäten, also als bloße Differenz wahrgenommen, während Spuren ihrer sie gründenden Negativität völlig getilgt erscheinen. Wie schon das Subjekt der Entscheidung sich niemals absolut konstituieren können wird, so bleibt freilich auch der stets mit der Sedimentierung einhergehende und nun auf Macht zurückzuführende Verbergungseffekt kein völliger, birgt doch der Konflikt das Potential, jedwede Sedimentierung zu reaktivieren und die grundsätzliche Unentscheidbarkeit des Ontischen aufzuzeigen.²⁸¹ Wohl gemerkt besagt eine potentielle Reaktivierung von Sedimenten zugleich aber auch, dass es immer gesellschaftliche Bereiche geben wird, die sich resistenter gegen Konflikt erweisen und daher nur schwer zu reaktivieren sind. Denn allein der Umstand, dass sich prinzipiell jede Dislozierung stets vor dem Hintergrund der Sedimentierung abspielt, die beide im Zusammenspiel das Soziale als eine Unebenheit von unterschiedlich dislozierten und sedimentierten Bereichen bilden,²⁸² lässt bereits den Verdacht aufkeimen, dass nicht jeder Konflikt die bereits etablierte Ordnung entscheidend zu *ver-rücken* oder ferner an deren Grundfesten zu rütteln vermag. Schließlich haben wir es ja nie mit dem total *ver-rückten* Universum des Psychotikers sondern immer mit partiellen Dislozierungen im Kontrast zur Sedimentierung und zu tun, vielmehr noch mit einer immer schon eingerichteten Ordnung, die gar die Voraussetzung für jedweden Konflikt darstellt – ein gemeinschaftlicher Bereich (eine einende Äquivalenzkette), der es den dislozierten (flottierenden) Elementen erlaubt, sich neu zu arrangieren.²⁸³ Dass es sich um *eine* Ordnung handeln muss, wird von Laclau und Mouffe bereits am Beispiel der millenaristischen Bewegung impliziert (ein Extrembeispiel der Äquivalenz). Darin stehen sich zwei

280 Vgl. Laclau, Ernesto: *New Reflections on The Revolution of Our Time*, S. 34.

281 Vgl. ebd., S. 34–5.

282 Vgl. Laclau, Ernesto: *Emanzipation und Differenz*, S. 73–4.

283 Vgl. Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal: *Hegemonie und radikale Demokratie*, S. 173.

radikal getrennte, die ländliche und die städtische Gesellschaft, gleichsam spiegelbildartig gegenüber und stellen so für sich separate Ordnungen dar. Da es kein einendes Moment gibt, auf das sich die beiden Lager beziehen können – kein »common ground« –, herrscht zwar ein Höchstmaß an Antagonismus, der in seiner Radikalität aber ein Flottieren von dislozierten Elementen von einem ins andere System verhindert, womit ein hegemonialer Kampf – letztlich der Kampf *um* Macht innerhalb *einer* bestehender Ordnung – unmöglich wäre.²⁸⁴ Wir hätten es hierbei nicht mit einem Kampf um Macht bzw. Hegemonie zu tun, sondern eher mit einer martialischen Situation wie etwa jene des Bürgerkriegs. Diskurstheoretisch betrachtet liegen in diesem Beispiel zwei Äquivalenzketten vor, zwei separate Ordnungen oder Systeme, die in ihrer radikalen Getrenntheit ein sie einendes Moment, eine Differenzkette, missen lassen. Doch wie argumentiert wurde, rührt diese notwendige und einende Differenz selbst von einer bis an ihr Äußerstes getriebene Äquivalenz, d. h. von einer ganz bestimmten Ordnung, die derart komplett und umfassend erscheint, dass der Signifikant ihrer Gründung selbst zu verschwinden droht. Hiernach lässt sich der Blick auf die Dislozierung und Unentscheidbarkeit und den damit einhergehenden sozialen Konflikten etwas schärfen. So darf aus Besagtem die Hypothese aufgestellt werden, dass die Intensität eines sozialen Antagonismus davon ab hängt, inwiefern diese einende Ordnung selbst zur Disposition steht, auch wenn sie freilich niemals zur Gänze disloziert wird. Die Intensität hat zwar infolge mit dem Ausmaß der Dislozierung selbst zu tun, rührt aber in erster Linie von der Subversion der bestehenden und wohlgermerkt bestimmten Ordnung selbst, d. h. ein »Dagegen-Sein« gegen den sie bestimmenden und sich tendenziell verbergenden Inhalt. Das Moment der Unentscheidbarkeit, dem im Scheitern der Zustellung von Gründen letztlich immer etwas krisenhaftes eigen ist, evoziert ja jenes sich selbst gründende Subjekt, das in seinem Grund gewissermaßen immer radikal antagonistisch zur Ordnung erscheinen muss, weil es in seiner Grundgebung die Inkarnation des Sein selbst anstrebt. Es ist immer schon losgelöst vom Ontischen und dennoch darauf bezogen. Wird nun anerkannt, dass jedwede Form der Gründung von jenem Subjekt gestiftet wird, so erweist sich der gesamte Horizont

284 Vgl. ebd., S. 166.

des Ontischen nicht nur als ein metaphysischer und von Macht durchwirkter, als vielmehr noch als ein Horizont, der sich selbst zuwider läuft. Um diesen abstrahierenden Gedankenschritt nachvollziehbar zu gestalten, bietet sich Laclaus Begriff des imaginären Horizonts an.

Wie bereits ausgeführt wurde ergibt sich der imaginäre Horizont aus einer Radikalisierung des metaphorischen Charakters jeder hegemonialen Artikulation: ein bestimmter Signifikant übernimmt die Gründungsfunktion und entledigt sich seines Signifikats, um die Äquivalenz zu repräsentieren, womit gerade ihm eine außerordentliche Polysemie eigen ist. Der leere Signifikant wird sich daher tendenziell als Mythos, in seinem Äußersten sogar in Form eines imaginären Horizonts ausdrücken, der dermaßen universalisiert zur Einschreibungsfläche jedweder hegemonialer Forderung wird. Doch diese semantische Überfrachtung kann nun in zweierlei Hinsicht verstanden werden: Zum einen, wie schon erwähnt wurde,²⁸⁵ als eine Überfülle des Seins, deren Präsenz oder Anwesenheit sich in der Subversion jeder Präsenz bzw. Sedimentierung bekundet und dislozierend auf die bestehende Ordnung wirkt; man könnte dies die subversive Rolle des imaginären Horizonts nennen. Zum anderen als Ausdruck einer universalisierten Macht, deren Totalisierungseffekt derart absolut erscheint, so dass sich ihre Bestimmtheit tendenziell immer hinter einer scheinbaren Überfülle an Sein verbirgt, weil sie schließlich das Sein selbst zu repräsentieren sucht. Da sich angesichts des Schreckgespenstes der Anomie immer schon eine Ordnung eingerichtet bzw. universalisiert hat und diese auch als einender Aspekt jedem Kampf um Macht bzw. Hegemonie als Voraussetzung gilt, muss der imaginäre Horizont zunächst als jene bestimmte Ordnung begriffen werden, deren Grundfeste immer schon außerhalb der Ordnung, d. h. außerhalb von Gesellschaft und Objektivität, gelegen ist und derart die Bedingung der Möglichkeit für das Erscheinen jedweder Identität darstellt. In diesem Sinne ließe sich freilich Laclau verstehen, wenn er den imaginären Horizont zunächst wie folgt beschreibt:

285 Vgl. Kap. 2.2.4, S. 44.

[I]t is not one among other objects but an absolute limit which structures a field of intelligibility and is thus the condition of possibility for the emergence of any object. In this sense, the Christian millennium, the Enlightenment and positivism's conception of progress, communist society are all imaginaries: as modes of representation of the very form of fullness, they are located beyond the precariousness and dislocations typical of the world of objects.²⁸⁶

Es ließe sich dahingehend weiter ausführen, dass der imaginäre Horizont zuerst als ein sedimentiertes Subjekt verstanden werden kann, das sich außerhalb der Ordnung wärend den äußersten Rahmen der Gesellschaft und Objektivität absteckt, innerhalb dessen das Erscheinen jedes Objekts zwar nicht strikt determiniert und doch immer schon in gewissen Bahnen vorgezeichnet wird. I. d. S. ist auch die gesellschaftliche Gesamtheit in all ihrer Unebenheit als eine immer schon gescheiterte Ordnung zu betrachten, in der Dislozierung und Konflikt bereits integrativer Bestandteil sind, wenn auch innerhalb eines breit abgesteckten Rahmens. Um das emanzipatorische Potential von Dislozierung und Konflikt zu wahren, muss eben jener Rahmen selbst, also letztendlich die einende Ordnung i. S. d. Bedingung der Möglichkeit von Konflikt und Dislozierung, zur unmöglichen Disposition gestellt werden. Diesbezüglich gilt es den imaginären Horizont in seiner zugleich subversiven Rolle zu denken, der derart universalisiert und gleichsam abseits des Ontischen störend und disruptiv auf jede Form von Determination wirkt, indem er eine Überfülle an Sein repräsentiert. Sonach wird in dieser Doppelrolle von Gründung und Entgründung der imaginäre Horizont eher im ontologischen Sinne auszulegen sein, also gewissermaßen als Sein, das Seiendes ermöglicht und zugleich seine absolute und endgültige Konstituierung unterbindet. D. h. der imaginäre Horizont der Gründung ist *in eins* mit jenem der Subversion und demzufolge auch *in sich* grundsätzlich antagonistisch. Im Fall der Unentscheidbarkeit bzw. des sozialen Antagonismus wird sich diese innere Strittigkeit ontisch manifestieren, indem sich die Überfülle des Seins in einem bestimmten und gleichwohl entleerenden Inhalt einer Entscheidung konkretisiert und ferner ein Subjekt evoziert, das jenem Subjekt

286 Laclau, Ernesto: *New Reflections on The Revolution of Our Time*, S. 64.

der Ordnung opponiert und danach strebt, sich gleichsam an dessen Stelle zu setzen. Der Kampf *um* die Ordnung ist daher nicht nur ein Kampf *um* Macht, sondern ein Kampf um Subjektivität. Einem ursprünglichen Subjekt der Macht, das sich scheinbar absolut sedimentiert außerhalb der bestehenden Ordnung wähnt, steht im Moment der Unentscheidbarkeit/Entscheidung ein völlig anderes und doch selbes Subjekt in antagonistischer Weise gegenüber: anders weil es Träger eines bestimmten Inhalts (einer Entscheidung) konträr zur bestehenden Ordnung ist; dasselbe, weil es ein sich selbst gründendes Subjekt der Macht ist und das Sein zu inkarnieren sucht. Weiter lässt sich der Kampf um Macht letzten Endes als ein Kampf um Sein abstrahieren, bei dem beide Seiten des Konflikts danach streben, das Sein selbst zu repräsentieren. Es stellt somit den Bezugspunkt des Konflikts dar, indem es verbindet und paradoxerweise doch radikal trennt. In diesem gewissermaßen »Wettlauf« um die Verkörperung des Seins hat allerdings die bestehende Ordnung immer schon einen Vorsprung, weil sie sich als Ordnung bereits eingerichtet hat und demnach das Sein am ehesten verkörpert. Es darf daher vermutet werden, dass die Unebenheit des Sozialen und dessen Konfliktualität im Wesentlichen selbst der Ordnung zugehörig sind; d. h. sie gibt immer schon den Rahmen des Konflikts vor. Erst im Moment der Unentscheidbarkeit, in dem dieser »Rahmen«, d. h. die Ordnung als universelle Grundgebung bzw. als Bedingung der Möglichkeit von Konflikt, selbst zur unmöglichen Disposition steht, lässt sich von einem sozialen Antagonismus reden. Da sich das opponierende Subjekt nur *innerhalb* der bereits bestehenden Ordnung manifestieren kann, bleibt es einerseits an dessen Rahmenbedingungen gebunden, andererseits muss es in der letztendlichen Selbstgrundgebung etwas der Ordnung radikal Anderes ausdrücken. *Es stellt die Ordnung vor eine (innere) Zerreißprobe, ohne sie dadurch völlig zu entzweien.* Um diesen Gedanken einer gewissermaßen nach innen gerichteten Gegenwärtigkeit angemessen weiterzuentwickeln, bedarf es einer Reflexion diese hier nun offengelegten und vom Ontologischen herrührenden »inneren Strittigkeit«, wie sie in ganz ähnlicher auch von Heidegger in Form des strittigen Wesens des Seins gedacht wurde.

